

GLAUBEN LEBEN. DIE BIBEL VERSTEHEN.

:PERSPEKTIVE



THEMA:
**Jesus Christus –
Die Mitte der Heilsgeschichte**

6 | 23

NOVEMBER – DEZEMBER

INHALT

04

WELCH EIN FREUND IST UNSER JESUS

Annie Kaemper

07

JESUS CHRISTUS: GESTORBEN FÜR DICH UND MICH

Martin P. Grünholz

11

HIER UND JETZT

Ralf Kaemper

13

JESUS CHRISTUS: DER VOLLKOMMENE MENSCH

Dieter Ziegeler

16

SCHWIERIGE FRAGEN: GESCHLECHTSREGISTER

Norman Geissler/Thomas Howe

17

RADIKAL

David Röhlig

19

EIN UNSICHTBARER WIRD SICHTBAR

Martin von der Mühlen

24

JESUS UND DIE HERZEN DER MENSCHEN

Mirjam Wäsch

26

X-MAS

Thomas Kleiner

27

JESUS CHRISTUS: WIR WARTEN AUF DEN KOMMENDEN

Dieter Ziegeler

28

AUFERSTANDEN!

Heiko Schwarz

30

KONFRONTATION

Simon Wecker

33

DER JÜNGER, DEN JESUS BESONDERS LIEBTE

Karl-Heinz Vanheiden

36

GESPANNT IN DEN HIMMEL SCHAUEN

Jannik Sandhöfer

38

JESUS CHRISTUS – GOTT UND MENSCH

Michael Kotsch

42

JAHRESVERZEICHNIS 2023

Die Themen der Perspektive 2023 im Überblick

Wir müssen der ungläubigen Welt nicht Gottes Willen aufzwingen, wir sollten ihn nur klar und angemessen bezeugen.

Simon Wecker
Konfrontation, S. 30

Alle seine menschlichen, charakterlichen Eigenschaften waren in ihrer Art, ihrem Wesen vollkommen. Besser als sehr gut, herrlicher als das Allerbeste.

Dieter Ziegeler,
Jesus Christus: Der vollkommene Mensch, S. 13

Jesus drängt sich niemandem auf, der nichts mit ihm zu tun haben will. Er tritt keine Herzenstür auf. Er kommt zu denen, die sie von selbst öffnen.

Mirjam Wäsch,
Jesus und die Herzen der Menschen, S. 24

„Welch ein Freund ist unser Jesus“ gehört zu den beliebtesten Evangeliumsliedern, die bis heute von Jung und Alt gern gesungen werden. Sein Autor wusste, wovon er sprach, hat er doch in vielen persönlichen Schicksalsschlägen Jesus als seinen Freund kennengelernt.

Lesezeit: 12 Minuten

ANNIE KAEMPER

WELCH EIN FREUND IST UNSER JESUS

Die Geschichte eines Liedes,
das bis heute prägt

Der erste Vers eines Gedichts, das ein junger irischer Mann in den 1850er-Jahren schrieb, wurde zum Titel eines der bekanntesten und repräsentativsten Lieder der evangelikalischen Erweckungsbewegung. Joseph M. Scrivens *What a friend we have in Jesus* wurde in viele Sprachen übersetzt und ging um die Welt. Die bekannteste deutsche Version verfasste der methodistische Pastor Ernst H. Gebhardt. Sie wird unter dem Titel *Welch Freund ist unser Jesus* nach der eingängigen Melodie von Charles Converse in unseren Gemeinden immer noch gerne gesungen. Bis heute scheint dieses alte Lied nichts von seiner tröstenden Kraft eingebüßt zu haben: Es bleibt ein beliebtes „Jesus-Lied“ – einfach, aber ausdrucksstark.

Gleichwohl wurde das Lied aber auch oft theologisch problematisiert. Der Text stelle Jesus undifferenziert als immer verfügbaren Freund dar, ohne die Rahmenbedingung der Nachfolge zu erwähnen. Oder er lasse das Gebet – besonders im englischen Originaltext –

als ein Beiwerk zur Errettung erscheinen ...

Auch in künstlerischer Hinsicht wurde mit Kritik nicht gespart: Das Lied würde sich insgesamt „am Rande des Kitsches“ bewegen. Man nannte die sprachliche Armut der Reime und die melodische und rhythmische Einfachheit der Musik von Converse ...

Ist der anhaltende Erfolg dieses Liedes tatsächlich unverdient? Aber warum berührt es uns dann auch heute noch so sehr?

Aus der Fülle des Herzens

Gedenktafeln in Irland und in Kanada erinnern an das Leben und an das Werk von Joseph Medlicott Scriven, der Autor von „*What a friend*“. Auf einer davon kann man u. a. lesen, dass er ein zutiefst frommer Mann war – *a deeply religious man*. Trotz vieler Schicksalsschläge hat sein christlicher Glaube nicht nur seine Lieder, sondern auch sein ganzes Leben geprägt.

Scriven wurde 1819 in Irland in eine wohlhabende Familie hineingeboren. Er begann ein Studium am

Trinity College in Dublin, brach es aber ab, um eine militärische Ausbildung anzutreten. Aufgrund seiner schlechten Gesundheit musste er diese jedoch aufgeben und studierte anschließend Theologie. Ein Jahr nach seinem Abschluss – er war zu diesem Zeitpunkt 24 Jahre alt – geschah das erste große Drama, das sein Leben prägte: Als seine Verlobte auf einem Pferd über eine Brücke ritt, stürzte sie ins Wasser und verstarb noch am Tag vor ihrer Hochzeit. Scriven musste am anderen Ufer die Tragödie mit ansehen, ohne eingreifen zu können.

Nach diesem Unglück fand er seine geistliche Heimat in einer Brüdergemeinde in Plymouth. 1845 wanderte er nach Kanada aus, wo er als Lehrer arbeitete, eine Schule für Jungen gründete und das Evangelium predigte. Als er erneut krank wurde, musste er aber nach Irland zurückkehren. Nach seiner Genesung begleitete er als Hauslehrer die Familie eines Militärarztes bei ihrer Reise in den Nahen Osten. Einer seiner Biografen schreibt, er habe die ersten Zeilen von „*What a friend*“ auf dieser Reise geschrieben,

als er sich auf den Spuren des Apostels Paulus in Damaskus befand.¹ Wahrscheinlicher ist jedoch, dass das Gedicht erst später entstand, nachdem Scriven nach Kanada zurückgekehrt war – etwa in den 1850er-Jahren. Jedenfalls scheint es sicher zu sein, dass er eine Kopie an seine Mutter in Irland schickte und der Text von dort aus in Umlauf kam.

Zutiefst überzeugt von der Aktualität der Bergpredigt führte er in Kanada ein schlichtes, einfaches Leben. Er übte weiterhin seinen Beruf als Lehrer aus, predigte aber auch in Kirchen und ganz besonders auf Evangelisationen, die am Rande der großen Eisenbahnbaustellen stattfanden. Um 1857 zog er in die Gegend von Port Hope (Ontario, Kanada) und lernte dort Eliza Roche (oder Roach) kennen, mit der er sich verlobte. Leider verstarb sie 1860 – wenige Wochen vor ihrer Hochzeit – an einer Lungenentzündung.

Als er ihn fragte, ob er wüsste, wer den Text geschrieben habe, antwortete Scriven: „Der Herr und ich haben es gemeinsam getan.“

Scriven selbst starb 1886 nach einer schmerzhaften Krankheit, die seine Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterhaus immer größer werden ließ.²

Im Laufe der Zeit hatte er mehrere Hymnen geschrieben und sich persönlich um deren Veröffentlichung gekümmert. „*What a friend*“ – das weltbekannte Gedicht, das in den Augen der Nachwelt wohl seinen größten Verdienst darstellt – gehört seltsamerweise nicht dazu.

Der Text, der als das „bekannteste Werk kanadischer Literatur“³ titulierte wurde, erschien zuerst anonym. Selbst in seinem Freundeskreis wussten viele lange Zeit nicht, dass er der Autor dieses Gedichtes war. Wir können heute schwer den Grund für diese Zurückhaltung erraten. Nach Aussagen von Hymnologen unterscheidet es sich von seinen anderen Liedern.⁴ Auf der poetischen Ebene sind die Reime nicht besonders einfallsreich, und der gesamte Ton des Textes – angefangen bei diesem entscheidenden ersten Vers – wirkt zugleich persönlich und eindringlich.

Auf jeden Fall schien sich Scriven nicht für sein Gedicht geschämt zu haben. Es ist eher so, dass er es als inspirierten und intimen Schrei seines Herzens betrachtete. Es wird berichtet, dass ein Nachbar, der den kranken Scriven kurz vor dessen Tod besuchte, eine handgeschriebene Abschrift des Gedichts dort liegen sah. Als er ihn fragte, ob er wüsste, wer den Text geschrieben habe, antwortete Scriven: „Der Herr und ich haben es gemeinsam getan.“⁵

Eine eingängige Melodie

Die bekannteste Vertonung von dem Gedicht Scrivens wurde von Charles C. Converse (1832–1918) komponiert⁶ und u. a. durch den berühmten Sänger und Evangelisten Ira Sankey (1840–1908) popularisiert. Die Melodieführung ist einfach gehalten, aber durch die Wiederholung der Motive und die Strophenform werden sowohl die inhaltlichen als auch die formalen Schwerpunkte des Textes perfekt betont. Diese kluge Nüchternheit hat auch sicherlich zum internationalen Erfolg des Liedes beigetragen. So wurde eine flexible und verständliche Übertragung in den unterschiedlichsten Sprachen möglich und der gemeinsame Gesang im Gemeindekontext begünstigt.

Das Thema des Liedes

Das Original des Gedichts ist verschollen, aber auf einer der wenigen erhaltenen handschriftlichen

Kopien hat Scriven selbst an der Stelle des Titels Folgendes geschrieben: *Pray without ceasing* (Betet ohne Unterlass!).

Es scheint also, dass nicht die Darstellung Jesu als treuem und liebevollem Freund im Mittelpunkt von Scrivens Gedicht steht, sondern die Aufforderung zum Beten zu jeder Zeit – ganz besonders, wenn es im Leben von Christen Nöte und Schwierigkeiten gibt.

Am Ende des Liedes – das klar als Höhepunkt wirkt – nimmt er dann Bezug auf das dreifache Amt Jesu als „König, Priester und Prophet“.

Der englische Originaltext stellt das Privileg heraus, dass wir alles im Gebet zu Gott bringen können, und macht deutlich, dass man sich selbst des göttlichen Friedens beraubt, wenn man versucht, seine Last allein zu tragen. Egal, ob Stürme oder Versuchungen drohen, die wiederholte Aufforderung lautet: „Bring es zum Herrn im Gebet.“⁷

Die geläufigste deutsche Version wurde 1875 von Ernst Gebhardt verfasst. Der methodistische Pastor hat einen Großteil der angelsächsischen Erweckungslieder ins Deutsche übersetzt, bearbeitet und im deutschsprachigen Raum bekannt gemacht. Sein Text ist eher eine Übertragung als eine wörtliche Übersetzung: Auch hier wird das Gebet als unablässig für den Trost- und Hilfesuchenden beschrieben. Insgesamt kommt das Wort *Gebet* sechsmal vor! Aber detaillierter als Scriven geht Gebhardt auf die verschiedenen Aspekte der Person Jesu und auf seine unterschiedlichen Rollen ein: Er beschreibt ihn nicht

nur als treuen Freund, sondern auch als mächtigen Erretter und als Fürsprecher beim Vater.

Deutlich wird dieses genauere Bild von Jesus durch zwei entscheidende Aussagen, die das Lied umrahmen. Gebhardt beginnt wie Scriven mit der Aussage: „Welch ein Freund“, die direkt eine sehr persönliche Ebene anspricht. Am Ende des Liedes – das klar als Höhepunkt wirkt – nimmt er dann Bezug auf das dreifache Amt Jesu als „König, Priester und Prophet“.

Die freundschaftliche Ebene ist offensichtlich hier nicht die Einzige, die Gebhardt wichtig war.

Sein Text drückt zwar wie Scrivens Original die Zuversicht aus, durch Jesus etwas zu finden, das es nirgendwo sonst auf der Welt gibt: Trost in großer Traurigkeit, Sicherheit im Sturm des Lebens, Hilfe in Versuchung. Er betont aber auch das, was Jesus zu einem ganz einzigartigen Freund macht, denn er ist derjenige, der hoch erhöht ist, der unsere Versöhnung mit Gott erst möglich gemacht hat, uns bei ihm vertreten kann.

Jesus, mein persönlicher Freund?

Es ist kein Zufall, dass uns gerade die erste Zeile des Liedes im Gedächtnis bleibt. Jeder Mensch wünscht sich einen Freund, der zu ihm steht, gerade wenn alle andere ihn verlassen.

Diese Zeile, die in alle Übersetzungen und Übertragungen übernommen wurde, drückt aber mehr als ein Wunschdenken aus. Sie formuliert eine geistliche Wahrheit. Sie gibt hier genau den nötigen Schlüssel zur Interpretation, sowohl für Scrivens Text als auch für Gebhardts Übertragung. Die eindringliche Ermahnung zur Beharrlichkeit im Gebet ist stets nur im Rahmen einer persönlichen Beziehung zu Jesus Christus zu verstehen, einer Beziehung, die beide Autoren ohne zu zögern als Freundschaft bezeichnen.

Der Freundschaftsbegriff steht heute wie damals für emotionale Nähe, die eine Begegnung auf einer tiefen, persönlichen Ebene möglich macht. Diese Beziehung zwischen

Jesus und seinen Jüngern ist asymmetrisch – er ist Gottes Sohn, wir sind „nur“ Geschöpfe – und wird immer so bleiben. Und doch ist die unmittelbare Nähe des Erlösers ein grundlegender Bestandteil dieser Beziehung: Wer kennt unsere Herzen besser als er?

Diejenigen, die seine Gebote halten, nennt er nicht länger Diener, sondern Freunde,⁸ er lässt sie an seinem Werk teilhaben, er betet für sie! Und seine Treue – nicht ihre – ist letztlich die Garantie, dass nichts und niemand sie aus seiner Hand reißen kann.

Die unmittelbare Nähe des Erlösers ist ein grundlegender Bestandteil dieser Beziehung: Wer kennt unsere Herzen besser als er?

Vertrauen und Verharren

Ähnlich wie im englischen Original erinnert uns *Welch ein Freund* eindringlich an die Wichtigkeit des Gebets. Es folgt damit den oft wiederholten Empfehlungen, die schon der Apostel Paulus den Christen in Thessalonich oder Philippi gab: im Gebet zu verharren, um so in allen Schwierigkeiten Hilfe, Gnade und Erbarmen zu finden.

Das Lied erinnert uns aber auch daran, dass das Gebet kein Zauberinstrument ist: Es ist Jesus selbst, der unser Heil garantiert, der uns trägt, wenn alles zerbricht. Weil er selbst uns als seine Freunde bezeichnet, ist es möglich, richtig und notwendig, uns ihm in Zeiten der Not zu nähern. Welche Lasten und Sorgen uns immer bedrücken, wir können sie ihm anvertrauen.

Und dies ist es sicherlich, was die Kraft des Liedes bis heute ausmacht. Es bleibt nach mehr als einem Jahrhundert ein leidenschaftlicher Ruf zu beharrlichem Gebet. Zu Jesus selbst, um ihm bedingungslos zu vertrauen – unserem Herrn und Freund.



Annie Kaemper leitet eine musikalische Arbeit in der EFG Altena-Dahle.

- 1 Foster M. Russel, *What a friend we have in Jesus*, Belleville (ON.): Milia Publishing Company 1981.
- 2 „I wish the Lord would take me home.“ Sh. James Cleland, *What a friend we have in Jesus and other Poems by Joseph Scriven*. Port Hope: W. Williamson Publishers 1895, S.17, zit. in: V. C.M. Hawn, *History of hymns: What a friend we have in Jesus* Online: <https://umcdiscipleship.org/articles/history-o-hymns-what-a-friend>.
- 3 Edward Samuel Caswell, *Canadian Singers and their songs*. Toronto: Mac Clelland & Stewart 1919. Archiv.org
- 4 Jay Macpherson, „Scriven, Joseph Medlicott“ in: *Dictionary of Canadian Biography*, vol. 11, University of Toronto/Université Laval, http://www.biographi.ca/en/bio/scriven_joseph_medlicott_11E.html. Eingesehen am 21.08.2023.
- 5 „The Lord and I did it between us.“ Ira D. Sankey, „What a friend we have in Jesus.“ *My life and the Story of the gospel hymns* 1906. S. 296. (Archiv.org). Eingesehen am 21.08.2023.
- 6 Charles Crozat Converse war ein US-amerikanischer Rechtsanwalt, der als Komponist von Erweckungsliedern bekannt wurde. Er absolvierte ein Musikstudium am Konservatorium in Leipzig.
- 7 Der Satz „Take it to the Lord in prayer“ kommt im englischen Text viermal vor. Als direkte Aufforderung formuliert ähnelt er einer Antifon (Wechselgesang). Gebhardt hat an diesen Stellen die Ansprache bzw. die Aussagen etwas variiert (Stehen wir gläubig im Gebet/ Der erhöht ein ernst Gebet/ fliehen zu ihm wir im Gebet/ Und wir gehen ins Gebet).
- 8 Johannes 15,13-15 (NGÜ) Niemand liebt seine Freunde mehr als der, der sein Leben für sie hergibt. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete. Ich nenne euch Freunde und nicht mehr Diener. Denn ein Diener weiß nicht, was sein Herr tut; ich habe euch aber alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.

Braucht Gott ein Opfer, um vergeben zu können? Die Lehre vom Sühnetod Jesu wird auch in evangelikalen Kreisen immer mehr infrage gestellt. Dabei ist sie das Zentrum des christlichen Glaubens, wie der folgende Artikel aufzeigt.

Lesezeit: 16 Minuten

MARTIN P. GRÜNHOLZ

JESUS CHRISTUS: GESTORBEN FÜR DICH UND MICH

„Denn er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt.“

2. Korinther 5,21

Der bedeutende englische Theologe John Stott fasst am Schluss einer intensiven Betrachtung der biblischen Kreuzeslehre seine Ergebnisse zusammen und spricht vom „alles durchdringenden Einfluss des Kreuzes [...], den] wir aus keinem Bereich unseres Denkens oder Lebens heraushalten können“.¹ Als einzelne Christen, als Ortsgemeinde und als Christenheit insgesamt müssen wir uns immer wieder selbst kritisch befragen: Ist dies wirklich so? Hat die Lehre vom Kreuz, dass Jesus Christus für mich – für dich – für uns gestorben ist, tatsächlich diese zentrale Rolle? Wo und wie wird dies sichtbar? Und grundsätzlicher: Ist dieser Bedeutungsanspruch des Kreuzes überhaupt gerechtfertigt?

Kritische Fragen an die Kreuzestheologie

Der atheistische Philosoph und Religionskritiker Friedrich Nietzsche kritisierte auf eindruckliche Weise diese Botschaft des Kreuzes: „Gott gab seinen Sohn zur Vergebung der Sünden [...]. Das Schuldopfer und zwar in seiner widerlichsten, barbarischsten Form, das Opfer des Unschuldigen für die Sünden der Schuldigen! Welches schauerhafte Heidenthum.“² Hier wird ein blutrünstiges Zerrbild von Gott gezeichnet, dessen Blutdurst so weit geht, dass er sogar – was von den Propheten im Alten Testament kritisiert wird (u. a. Jer 32,35; Hes 20,31; 2Kön 23,10) – sein eigenes Kind dahinschlachtet. Wir finden diesen Vorwurf bis heute weit verbreitet, auch innerhalb der christlichen Theologie, wenn vom hochmittelalterlichen Theologen Anselm von Canterbury (1033–1109) die Rede ist. So auch beim Theologieprofessor Wilfried Härle mit der nachfolgenden Begründung: „Immer dann, wenn eine Aussage über die Heilsbedeutung des Todes Jesu Christi voraussetzt oder den Eindruck erweckt,



durch den Kreuzestod Jesu Christi sei Gott erst versöhnt worden, dann hat das mit der neutestamentlichen Botschaft nichts mehr zu tun.“³ Und später: „Gott braucht kein Opfer und schon gar kein Blut.“⁴

Die Vorstellung, dass es ein Gericht geben könnte und dass wir Menschen für unser Leben verantwortlich sind, während Gott auch zornig sein könnte (Röm 1,18), erscheint in unserer Kultur abwegig und sogar widersinnig. Wenn es Gott überhaupt gibt, dann sollte er doch das verkörpern, was Liebe ist, und mich so akzeptieren, wie ich bin – bedingungslos. Zorn, Gericht, Strafe, Verlorenheit ... all das passt überhaupt nicht zu unserer modernen Weltansicht, die von einem anthropozentrischen Klima geprägt ist, in dem der Mensch also im Mittelpunkt steht.⁵

Wer ist Gott? Was ist der Mensch?

Diese Fragen führen uns zurück zu den Grundfragen: Wer ist Gott überhaupt? Wie ist er? Und wer bin ich – vor ihm? Einer der eindrucksvollsten Berichte in der Bibel in diesem Zusammenhang ist die Berufung des Propheten Jesaja (Jes 6). Während im vorherigen Kapitel (Jes 5,25) noch der entbrannte Zorn Gottes über sein Volk thematisiert wird, schließt es mit einer bedrückenden Zusammenfassung: „*Wenn man das Land ansieht, siehe, so ist es finster vor Angst, und das Licht scheint nicht mehr über ihnen*“ (Jes 5,30b). In dieser schweren Lage, in der das Licht geradezu erloschen ist, strahlt im darauffolgenden Vers (Jes 6,1) plötzlich die Herrlichkeit des lebendigen Gottes auf: „*Im Jahr, als der König Usija starb, sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron, und sein Saum füllte den Tempel.*“ Dies erinnert direkt an Johannes 1,4-12 und 1. Johannes 1,4-7.

Die Herrlichkeit des göttlichen Lichts wird mit einem zentralen Begriff beschrieben: Heiligkeit! In dieser Gegenwart Gottes, sein Thron umgeben von Licht, erklingt von den Engeln ein einheitlicher Chor, der proklamiert: „*Heilig, heilig, heilig*

ist der HERR Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!“ (Jes 6,3). Die Heiligkeit Gottes bildet das Herzstück dieser ganzen Szenerie und steht symbolisch für die Botschaft der Bibel: Als Menschen rücken wir uns selbst ins Zentrum und vertauschen damit den Schöpfer gegen die Geschöpfe (Röm 1,21-23). Doch auch wenn wir uns darum bemühen, die Kontrolle über uns selbst und diese Welt zu erlangen, wirkt dies lächerlich im Vergleich zu demjenigen, der tatsächlich auf dem Thron sitzt (Ps 2), dem Mittelpunkt der Zeitalter (Offb 4), der alle Macht im Himmel und auf Erden hat (Mt 28,18).

In der Gegenwart Gottes, wenn wir seine Heiligkeit und unsere Vergänglichkeit, unsere Sündhaftigkeit und Ohnmacht erkennen, wird uns deutlich, wie sehr wir auf einen Erlöser angewiesen sind, jemanden, der uns rettet.

Als Jesaja die Herrlichkeit Gottes erblicken darf (wichtig: nicht Gott selbst, da dies gemäß 2Mo 33,20; Jes 64,3 und 1Kor 2,9 unmöglich ist; vielmehr erblicken wir die Herrlichkeit Gottes einzig in der Gestalt Jesu Christi, umhüllt von Gnade und Wahrheit, Joh 1,14), löst dies in ihm vor allem eine Erkenntnis aus: Er erkennt die immense Kluft zwischen der Heiligkeit Gottes und sich selbst, wie weit der Schöpfer über den Geschöpfen thront und wie unwürdig er ist, überhaupt in dessen Nähe zu sein (Jes 6,5). Der amerikanische Professor für Systematische

Theologie R. C. Sproul bringt dies treffend auf den Punkt: „In der Konfrontation mit dem Heiligen ist die klarste Wahrnehmung des Menschen ein übermächtiges, überwältigendes Gefühl der eigenen Vergänglichkeit. Das heißt, erst wenn wir uns der Gegenwart Gottes bewusst sind, erkennen wir überaus deutlich, dass wir seit dem Sündenfall der Vergänglichkeit unterworfen sind. Wenn wir dem Unendlichen begegnen, wissen wir um unsere eigene Vergänglichkeit.“⁶

Was uns von dem lebendigen Gott trennt, ist unsere Vergänglichkeit, die erste und deutlichste Folge des Ungehorsams gegenüber Gott, des sogenannten Sündenfalls (1Mo 2,17; Röm 6,23). Jesaja erschrickt und ist zutiefst überwältigt von dieser Offenbarung: Er passt nicht zu Gott, denn er ist vergänglich, er ist voll Sünde (hat unreine Lippen) und wohnt unter einem sündigen Volk (voll unreiner Lippen, Jes 6,5; vgl. Jak 3,1-12 und Röm 3,13f.).

Wir brauchen einen Erlöser

Ebenso wie Jesaja rief der Apostel Paulus in dieser Selbsterkenntnis, die durch die Gottesoffenbarung ausgelöst wurde: „Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem Leib des Todes?“ (Röm 7,24) In der Gegenwart Gottes, wenn wir seine Heiligkeit und unsere Vergänglichkeit, unsere Sündhaftigkeit und Ohnmacht erkennen, wird uns deutlich, wie sehr wir auf einen Erlöser angewiesen sind, auf jemanden, der uns rettet (Röm 3,20; Gal 3,24).

Und auch wenn der deutsche Philosoph Immanuel Kant rund 100 Jahre vor Friedrich Nietzsche die Lehre der Stellvertretung kritisierte, indem er betonte, dass moralische Dinge wie Sünde (als moralische Verfehlungen) zutiefst mit dem individuellen Subjekt verbunden seien, sich daher nicht übertragen ließen und der Mensch „unvertretbar“ sei⁷, so kommt auch er nicht umhin, im Umgang mit dem menschlichen Versagen Stellvertretungsstrukturen zu verwenden. Dabei verlagerte er sie lediglich in die Innerlichkeit des Menschen.⁸

Es ist eben nicht wie beim Lügenbaron Münchhausen, dass der

Mensch in der Lage wäre, sich selbst an seinen eigenen Haaren aus dem Sumpf herauszuziehen. Vielmehr ist es so, wie der Reformator Martin Luther es in der zweiten Strophe seines Lieds „Nun freut euch, lieben Christen gmein“ beschreibt: „Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verloren, mein Sünd mich quälte Nacht und Tag, darin ich war geboren. Ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben mein, die Sünd hatt' mich besessen.“⁹

Das Gewicht der Sünde und die Liebe Gottes

Aus diesem Zustand der Verlorenheit vermag sich kein Mensch selbst zu erlösen. Die Heiligkeit Gottes deckt schonungslos auf, wie wenig „gerecht vor Gott“ wir sind, vielmehr ist das vollständige Gegenteil wahr (Röm 3,23). Wer dies nach wie vor leugnet, dem ist mit dem bereits genannten Anselm von Canterbury in seinem zentralen Buch „Cur Deus homo – Warum Gott Mensch wurde“ entgegenzuhalten: „Du hast einfach noch nicht ermessen, welches Gewicht die Sünde hat.“¹⁰

Und gerade wenn wir uns mit dem Wesen Gottes beschäftigen, fällt auf, wie durchgängig und häufig die Bibel vom Zorn Gottes über die Sünde der Menschen spricht, quantitativ sogar deutlich häufiger als von seiner Liebe und Freundlichkeit.¹¹ Doch gerade weil die Verlorenheit des Menschen so weitreichend ist, tritt uns in Jesus Christus das große „Aber Gott ...“ entgegen, welches Paulus in Eph 2,4-5 der Verlorenheit und Sünde des Menschen entgegenstellt: „Aber Gott, der reich ist an Barmherzigkeit, hat in seiner großen Liebe, mit der uns geliebt hat, auch uns, die wir tot waren in den Sünden, mit Christus lebendig gemacht – aus Gnade seid ihr gerettet.“

Denn was dem Menschen unmöglich war, das tat Gott (vgl. Mt 19,26; Röm 8,3). Gerade weil die Verlorenheit des Menschen so weitreichend war, musste sich als ultimative Rede Gottes der Sohn selbst auf den Weg machen, um zu suchen und zu retten, was verloren war (Lk 19,10). Und er tat dies völlig freiwillig (Joh 10,18), aus Liebe (Joh

15,13), um sich selbst hinzugeben als ein Lösegeld (Mk 10,45) und um uns mit dem Vater im Himmel zu versöhnen (2Kor 5,19-20).

Sühne als Wiederherstellung der Gemeinschaft

Die Kritik an der (klassischen) Kreuzeslehre als stellvertretende Sühne, dass Jesus Christus stellvertretend für uns gestorben ist und dadurch von der Macht der Sünde freigekauft hat, beinhaltet, dass es sich dabei um ein rein juristisches Bild handeln würde. Im Gerichtssaal ist der Vater der Ankläger, der Sohn nimmt das gerechte Strafurteil auf sich, um damit den Vater zu besänftigen – „zu versöhnen“.

Wenn man dies so akzentuiert, ist es auch völlig verständlich, dass dies Befremden hervorruft und die Tür zur Kritik weit öffnet. Denn so wird Gott, der Vater, als böswilliger Tyrann dargestellt, der als unbarmherziger Richter auf die Einhaltung des Gesetzes pocht – und so zwar Recht bekomme, aber moralisch versage. Der Vater – so wird argumentiert – befolge selbst ja nicht das, was der Sohn in der Bergpredigt gelehrt hat, nämlich dass wir unsere Feinde lieben sollen (Mt 5,44).

Eine solche Darstellung der Kreuzes- und Sühnelehre ist allerdings eine völlige Verzerrung und hat nichts mit der Lehre der Schrift und einer biblisch-reformatorischen Theologie zu tun! Paulus schreibt in Römer 5,8: „Gott aber erweist seine Liebe zu uns darin, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren.“

Die Liebe Gottes!

Sie war der Auslöser für den Heilsplan des Vaters, dass er den Sohn sandte (vgl. Röm 8,3; Gal 4,4), so wie es auch die Liebe des Sohnes war, der sich auf den Weg begibt, die verlorenen Schafe zu suchen und zu finden (Lk 15). So ist Gott gerade nicht wie ein hartherziger Richter, der auf Einhaltung eines abstrakten moralischen Gesetzes pocht. Denn Sünde ist nicht primär eine moralische Verfehlung, sondern ein

Zerschmettern von Identität, ein Stürzen in die Vergänglichkeit und ein Verlieren unserer Bestimmung!

Den gerechten Zorn Gottes erleiden wir deshalb, weil wir so deformiert nicht mehr zu Gott passen und die Sünde uns unendlich von der Heiligkeit Gottes trennt. Als Sünder können wir keine Gemeinschaft mit dem heiligen Gott haben – wir sollten dies nicht einmal wünschen, denn „Schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (Hebr 10,31), wenn man keinen Mittler hat. Jesus Christus, der Sohn des Vaters, ist es, der uns aus dieser Verlorenheit herausgerettet hat!

Denn es sind die Gnade und die Liebe des Vaters, dass er überhaupt einen Heilsplan zu unserer Erlösung aufstellt. Und es sind der Gehorsam und die Liebe des Sohnes, dass er diesen ausführt. Denn durch das Bild des Opferkultes in Röm 3,25, das Bild aus dem juristischen Strafrecht in Gal 3,13, das Bild vom Besitz- und Sklavenwesen in Mk 10,45 und das Bild aus dem Bereich menschlicher Beziehungen in Kol 1,21-23 und Röm 5,9-11 – durch all diese unterschiedlichen Bilder, mit denen die Bibel das Kreuz beschreibt, wird immer eine Sache ganz deutlich: Es geht um Stellvertretung! Jesus Christus starb **für** uns!

„Stellvertretung ist also keine ‚Sühnetheorie‘. Sie ist auch kein zusätzliches Bild, das als weitere Option neben die anderen gestellt werden könnte. Sondern sie ist die Essenz jedes Bildes und das Herz des Sühnegeschehens selbst.“¹²

Die zentrale Bedeutung des Sühnetodes für dich

Jesus Christus starb für mich – für dich – für uns! Das ist die alles entscheidende Lehre der Heiligen Schrift. Es ist der innerste Kern des Evangeliums, der frohen Botschaft, und es ist das Zentralste, worum es im Leben eines jeden Menschen geht. Denn das wichtigste Ereignis unseres Lebens ist weder unsere Geburt noch unsere Hochzeit, weder die Geburt eines Kindes noch unser Sterbedatum. Das wichtigste Ereignis war und ist der Moment, in

dem Jesus Christus am Kreuz starb und rief: „*Es ist vollbracht*“ (Joh 19,30), und wir dies im Glauben für uns annehmen.

Denn wenn uns durch die Gnade Gottes und das Werk des Heiligen Geistes der Glaube geschenkt wird, werden wir mit dem Sohn Gottes und diesem Kreuzesgeschehen verbunden. Wir werden durch und in Jesus Christus mit dem Vater versöhnt, empfangen die Vergebung der Sünde, werden erlöst vom Fluch des Gesetzes, werden freigekauft, und als Kinder des lebendigen Gottes erhalten wir die Ewigkeitsbestimmung zurück, die wir verloren hatten. Hoffnung, Trost, Zuversicht, Halt, Freude und Mut – all das sind die Folgen der Gnade, die durch Christi Tat an unserer Stelle aufblühen dürfen und sollen. Und hoffentlich werden wir als Kinder Gottes in dieser Welt auch daran erkannt: dass wir erlöste Menschen sind.



Martin P. Grünholz ist Lehrer für Systematische Theologie der Biblisch-Theologischen Akademie Wiedenest.

- 1 John Stott, Das Kreuz. Zentrum des christlichen Glaubens, Marburg 2019, S. 439.
- 2 Friedrich Nietzsche, Der Antichrist, KSA 6, Nr. 41., München 2017, S. 214f.
- 3 Wilfried Härle, Gestorben für unsere Sünde, 2007, S. 9.
- 4 A. a. O. S. 11.
- 5 Vgl. Charles Taylor, Ein säkulares Zeitalter, Berlin 2020, 1078f.
- 6 R. C. Sproul, Die Heiligkeit Gottes, Bielefeld 2021, S. 50.
- 7 Vgl. Immanuel Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, B 95 A88, Frankfurt a. M. 1977, S. 725.
- 8 Vgl. Stephan Schaefer, Die Aufgabe systematischer Theologie in: J. Janowski, Stellvertretung. Theologische, philosophische und kulturelle Aspekte, Neukirchen-Vluyn 2006, S. 127.
- 9 Evangelisches Gesangbuch, Nr. 341.
- 10 Anselm von Canterbury, Cur Deus homo, I, 21, 74, Darmstadt 1958.
- 11 Vgl. J. I. Packer, Gott erkennen, Bad Liebenzell 1977, S. 136.
- 12 John Stott, Das Kreuz. Zentrum des christlichen Glaubens, Marburg 2019, S. 260. Und ebenso: Erich Lubahn, Heilsgeschichtliche Theologie und Verkündigung, Stuttgart 1993, S. 62f.

Seit Christus in den Himmel aufgefahren ist, sitzt er zur Rechten Gottes. Aber auch dort ist er in seiner Liebe für uns aktiv. Er tritt vor Gott für uns ein, verwendet sich für uns, damit wir gut am Ziel ankommen.

Lesezeit: 6 Minuten

RALF KAEMPER

HIER UND JETZT

Vom gegenwärtigen Wirken Christi für uns

Wenn wir über unseren Herrn nachdenken, geht es häufig um das, was er für uns am Kreuz getan hat, und um das, was er während seiner Zeit auf der Erde gesagt und getan hat. In der letzten Zeit rückt vermehrt die Zukunft in den Blick: seine Wiederkunft. Wir feiern sein Gedächtnismahl, „bis er wiederkommt“ (1Kor 11,26; NeÜ). Und manchmal geht es auch um die „Vorgeschichte“: seine Präexistenz. „Er ist vor allem“, und alles wurde durch ihn geschaffen (Kol 1,16-17).

Jesus, unser Herr, ist der „Anfänger und Vollender des Glaubens“ (Hebr 12,2). Er ist „das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende“ (Offb 22,13). Er bestimmt die ganze Geschichte – vom Anfang bis zum

Ende. Aber was tut unser Herr heute, in der Zeit zwischen der Himmelfahrt und seiner Wiederkunft – hier und jetzt?

Die Heilige Schrift gibt zu dieser Frage wichtige Hinweise, die uns häufig nicht so bewusst sind. Deshalb tun wir gut daran, sie uns ins Gedächtnis zu rufen. Sie werden uns ermutigen und unseren Glauben stärken.

Gibt es mehr als das Kreuz?

Gerade in den Brüdergemeinden sind das Kreuz und das Werk Christi durch die wöchentliche Abendmahlfeier sehr präsent. Und das ist gut und richtig so – gerade in einer Zeit, in der die Bedeutung des Kreuzes und des Sühnetodes bis in evangelikale Kreise hinein hinterfragt wird. Wir vertreten bewusst

mit den Reformatoren eine *theologia crucis*, eine Kreuzestheologie, die das Kreuz Christi in den Mittelpunkt aller Lehre stellt – im Gegensatz zu einer *theologia gloriae*, einer Herrlichkeitstheologie, die die Schöpfung und den Menschen betont. Dabei ist die *theologia crucis* ein guter Schutz vor jeglicher Werkgerechtigkeit. Es geht um das, was er getan hat, um „nichts anderes ... als nur (um) Jesus Christus, und ihn als gekreuzigt“ (1Kor 2,2).

Und doch gibt es mehr als das Kreuz. So schreibt es jedenfalls Paulus in Römer 8,34: „Christus Jesus ist es, der gestorben, *ja noch mehr*, der auferweckt, der auch zur Rechten Gottes ist, der sich auch für uns verwendet.“ Paulus weist darauf hin, dass das Werk Christi nicht mit dem Kreuz endet. Er sitzt jetzt zur Rechten Gottes und verwendet sich für uns – hier und jetzt.

Für uns vor dem Angesicht Gottes

Auch der Autor des Hebräerbriefes beschreibt Christus als jemanden, der für uns aktiv ist. Christus ist in den Himmel gegangen, „um jetzt vor dem Angesicht Gottes für uns zu erscheinen“ (9,24). So, wie unser Herr damals für Petrus betete – „Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhört“ (Lk 22,32) –, so bittet er auch für uns. Treue und Durchhaltevermögen sind eben keine rein menschlichen Tugenden, zu denen wir uns immer wieder neu durchringen müssen, bei denen wir aber auf uns allein gestellt sind. Unser Herr tritt für uns vor Gott ein und betet für uns, damit auch unser Glaube hier und jetzt nicht aufhört.

Völlige Rettung

Der Autor des Hebräerbriefes betont noch einen anderen Aspekt. Für ihn ist klar: „Mit einem Opfer hat er die, die geheiligt werden, für immer vollkommen gemacht“ (10,14). Und doch ist sein Werk an uns noch nicht beendet. Jesus, unser Herr, ist nach wie vor für unsere Rettung aktiv: „Daher kann er die auch völlig retten, die sich durch ihn Gott nahen, weil er immer lebt, *um sich für sie zu verwenden*“ (7,25). Zur vollkommenen Rettung gehört nicht nur das, was Christus für uns am Kreuz von Golgatha getan hat, sondern auch das, was er hier und jetzt für uns tut: Er setzt sich jeden Tag neu für uns ein, bis wir einmal bei ihm zu Hause sind.

Und wenn jemand sündigt?

Dies ist besonders dann für uns wichtig, wenn wir angefochten sind, zweifeln oder versucht werden. Oft bleiben wir mit unserer Not allein, werden zu Einzelkämpfern. Oder wir ziehen uns aus Scham über unsere Sünde aus der Gemeinschaft zurück. Dabei ist das weder richtig noch nötig. Johannes schreibt in seinem ersten Brief: „Meine Kinder, ich schreibe euch dies, damit ihr nicht sündigt; und wenn jemand sündigt – wir haben einen *Beistand*

bei dem Vater: Jesus Christus, den Gerechten“ (1Joh 2,1). Wieder ist der Gedanke, dass Christus für uns eintritt – hier und jetzt, auch dann, wenn wir gesündigt haben. Als unser Helfer, Mittler und Anwalt verwendet er sich für uns. Wie tröstend ist dieser Gedanke gerade dann, wenn wir in Anfechtung stehen. Wir sind nicht allein. Unser Herr kämpft mit uns. Und wenn wir fallen, dann vergibt er uns und richtet uns wieder auf.

Zur vollkommenen Rettung gehört nicht nur das, was Christus für uns am Kreuz von Golgatha getan hat, sondern auch das, was er hier und jetzt für uns tut: Er setzt sich jeden Tag neu für uns ein, bis wir einmal bei ihm zu Hause sind.

Christus in uns

Dasselbe griechische Wort, das Johannes in seinem ersten Brief für „Beistand“ verwendet – *parakletos* –, gebraucht er auch in seinem Evangelium, wenn er vom Heiligen Geist spricht. Jesus bittet Gott, den Vater, seinen Jüngern „einen anderen *Beistand* (zu) geben“, damit er bei ihnen bleibt „in Ewigkeit“ (14,16). Als Jesus in den Himmel fuhr, hat er uns „nicht verwaist zurück(ge) lassen“, durch seinen Heiligen Geist ist er zu uns gekommen – für alle Ewigkeit (14,18). Jesus ist bei uns – Jesus ist sogar durch seinen Heiligen Geist in uns – hier und jetzt.

Nie mehr allein

In der Gemeinde, zu der ich gehöre, mussten Geschwister in den letzten Monaten und Jahren sehr schwere Schicksalsschläge einstecken. Wir haben in dieser Zeit die christliche Gemeinschaft sehr zu schätzen gelernt. Etwas, das uns diese Welt nicht bieten kann. Etwas, das auch soziologisch gesehen ein Alleinstellungsmerkmal der Gemeinde Jesu ist. Wo gibt es solch eine vertrauensvolle Gemeinschaft sonst noch in unserer Kultur, die immer stärker vereinzelt und vereinsamt?

Und doch wissen wir natürlich alle, dass auch Christen uns enttäuschen können. Eins ist jedoch gewiss: *Er* wird uns niemals verlassen. Unser Herr wird uns niemals aufgeben. Er „vertritt uns im Gebet“. Er betet auch für uns, dass unser Glaube nicht aufhört. Und er führt das zu Ende, was er in uns begonnen hat (Phil 1,6).



Ralf Kaemper ist einer der Schriftleiter der PERSPEKTIVE und Lektor der Christlichen Verlagsgesellschaft Dillenburg.

Der Artikel beschreibt die Notwendigkeit der Menschwerdung des Herrn Jesus. Dabei werden die Genialität des Erlösungsplans sowie die Menschlichkeit und Vollkommenheit des Heilandes herausgearbeitet und die Auswirkungen für uns Menschen abgeleitet.

Lesezeit: 12 Minuten

DIETER ZIEGELER

JESUS CHRISTUS: DER VOLLKOMMENE MENSCH

Was für ein Ereignis! Der ewige Sohn Gottes betritt diese Erde. Er kommt als Mensch zu uns Menschen – gezeugt durch Gott und geboren von Maria. Was wird das für Auswirkungen haben? Für den Sohn Gottes, der nun ewig (auch) Mensch bleibt? Für uns verlorene Menschen? Und was bedeutet das für Satan? Kennt er die Konsequenzen?

Musste der Sohn Gottes Mensch werden?

Ja, denn Satan verführte uns zur Sünde und raubte uns auch unsere Würde. Wir waren nicht mehr die Superlative der Schöpfung Gottes, sondern ewig verlorene und gedemütigte Geschöpfe – versklavt unter Satan.

Nur wenn ein **Mensch** den (eigentlich) stärkeren Lichtengel Satan besiegen würde, wäre die Würde wiederhergestellt und sogar noch gesteigert.

Gott selbst hätte natürlich Satan jederzeit richten und ruckzuck in die Hölle befördern können. Aber wir wären dadurch nicht eine einzige Sünde losgeworden, sondern

weiterhin schuldig vor Gott und ewig die Besiegten durch Satan geblieben.

Gottes geheimer Erlösungsplan

Gott aber will eine volle Rehabilitation des Menschen. Er will Menschen aus der Verlorenheit retten und über Satan einen triumphalen Sieg erringen – durch einen Menschen. Durch Jesus, den Sohn des Menschen!

Direkt nach dem Sündenfall kündigt Gott im Beisein Satans an: „Und ich werde Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau, zwischen deinem Nachwuchs und ihrem Nachwuchs; er wird dir den Kopf zermalmen, und du, du wirst ihm die Ferse zermalmen“ (1Mo 3,15).

Gott geht aufs Ganze! Er will nicht nur die zerrüttete Beziehung zwischen ihm und uns sündigen Menschen etwas verbessern oder teilweise reparieren, damit es irgendwie weitergehen kann. Nein, das passt nicht zu Gottes Liebe, seiner Heiligkeit und Weisheit. Gott will nicht nur eine hundertprozentige juristische Lösung, sondern eine

göttliche – und das ist immer mehr. So verwirklicht sich, anfangend mit der Geburt von Jesus, die genialste Rettungsaktion aller Zeiten, denn er ist der Heiland der Welt.

Satan und Menschen durften keinen direkten Einblick in den Erlösungsplan haben (siehe 1Kor 2,8), denn dann wäre er gefährdet worden. Wenn Satan gewusst hätte, dass der Tod von Jesus Christus ihn besiegt, den ewigen Tod des Todes besiegelt und alle Sünden vernichtet – dann hätte Satan dafür gesorgt, dass Jesus nicht gekreuzigt wurde. Doch Gottes Weisheit ist eben allen geschaffenen Wesen überlegen.

Voraussetzungen für einen Erlöser

Es gab zwingende Voraussetzungen für einen möglichen Erlöser:

a) Der Erlöser muss ein Mensch sein! Satan verführte uns Menschen. Das war sein Sieg! Er fordert nun, dass ein Mensch sich revanchiert und ihn besiegt. Das wäre juristisch einwandfrei und gerecht. Darum kam der Sohn Gottes als Mensch auf diese Erde. Gezeugt durch Gott, geboren von einer Frau.

b) Der Erlöser muss ein sündloser Mensch sein

Denn da war noch die Frage der Sünde zu lösen. Die Sünde, die uns den Tod und die ewige Trennung von Gott brachte. Doch nur ein Sündloser steht nicht selbst unter dem Fluch der Sünde und kann die Sünde anderer auf sich nehmen. Darum wurde Jesus sündlos geboren. Gott sprach: Es werde eine befruchtete Eizelle in Maria – und damit begann das Leben des Erlösers Jesus Christus. Würde Satan ihn zur Sünde verleiten können?

c) Wo muss die Erlösung stattfinden? Im Himmel?

Nein, hier im Machtbereich Satans. Hier siegte Satan über uns, und hier musste der „Kampf“ stattfinden.

d) Die „Qualität“ eines Erlösers

Der Erlöser muss ein göttliches und ewiges Wesen sein. Die Folge des Sündenfalls war keine Strafe von wenigen Monaten oder Jahren. Das hätten wir längst überstanden. Nein, das Resultat war die ewige Trennung von Gott. Jesus, der „Gott-Mensch“, ist ewiger Gott und Mensch. Nur er konnte uns von den ewigen Folgen der Sünde befreien und als Mittler Gott und Mensch verbinden (Hi 9,33).

e) Der Erlöser musste Jude sein

Das Volk Israel hatte Gott leichtfertig versprochen, das Gesetz zu halten. Doch es gab keinen einzigen Juden, der das Gesetz erfüllte. Bis der Jude Jesus kam, das Gesetz erfüllte und damit auflöste.

Der Erlöser Jesus Christus wollte nicht nur die ursprüngliche Situation wie vor dem Sündenfall wiederherstellen. Das wäre schon sehr viel, aber für den HERRN zu wenig! Petrus schreibt: „Denn es hat auch Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, **damit er uns zu Gott führe**“ (1Petr 3,18). Das war das große Ziel Gottes seit Ewigkeiten (Eph 1,3ff.).

Ein ganz normales Leben

In vielen Bereichen lebte der Herr Jesus ein ganz normales irdisches

Leben. Gott wollte es so, und Jesus erniedrigte sich selbst. Er wurde nicht in einem Königshaus oder in einer reichen Familie geboren, sondern in eher ärmlichen Verhältnissen. Er arbeitete in einer Zimmermannswerkstatt, bis er 30 wurde. Er besaß nie ein Haus oder andere Reichtümer. Er strebte keine menschliche Karriere an, keine Begeisterung durch Menschen. Er, dem alles gehörte, wurde arm. Paulus schreibt den Christen in Korinth: „Denn ihr kennt die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, dass er, da er reich war, um euretwillen arm wurde, damit ihr durch seine Armut reich würdet“ (2Kor 8,5).

Alle Ziele Gottes wurden und werden durch Christus nicht nur erreicht, sondern übertroffen.

Doch immer wieder merkten gläubende Leute, wer der „Jesus von Nazareth“ war. Sie erkannten ihn als Messias. Sie bemerkten seinen edlen Charakter, seine herausragenden „inneren Werte“, seine Göttlichkeit und Herrlichkeit – als Mensch! Schon als Kind war er mit Weisheit erfüllt, und Gottes Gnade war auf ihm (Lk 2,40).

Menschliche Empfindungen – wie wir

Der Herr Jesus wurde müde. Erschöpft saß er in der Mittagshitze am Brunnen (Joh 4,6). Er war durstig (Joh 19,28). Er brauchte Nahrung wie wir alle und wurde traurig und zornig über den Tod und über die harten Herzen der Juden (Joh 11,33; Mk 3,5). Ja, unser Herr weinte, und wie oft lesen wir, dass er „innerlich bewegt“ war! Aber noch relevanter sind seine persönlichen

„charakterlichen“ Eigenschaften und seine „moralische Herrlichkeit“. Warum?

Jesus – er ist die größte Freude für Gott

Alle Menschen haben Gott enttäuscht. Die Sünde zersetzte systematisch unser Denken, unseren Charakter, ja, unsere gesamte Persönlichkeit. „Die Seele des Gottlosen giert nach Bösem“ (Spr 21,10), und niemand verehrte Gott so, wie es angemessen wäre (Röm 1,21).

Wenn aber in Israel zur Zeit des Alten Testaments ein Brandopfer „für den HERRN“ zubereitet wurde, dann stieg ein „lieblicher“, d. h. ein wohlgefälliger Geruch, auf, der Gott befriedigte und ihm gefiel (2Mo 29,18). Wie viel mehr gefiel es Gott, als „Christus sich selbst als Opfer ohne Fehler Gott darbrachte“ (Hebr 9,14)?

Was gefiel Gott denn so sehr? Natürlich, dass der sündlose Mensch Jesus stellvertretend die Sünde und deren Folgen auf sich nahm und damit „die Sache“ „juristisch“ regelte. Wir staunen über diese mutige Tat am Kreuz auf Golgatha.

Aber als sich Jesus selbst opferte, opferte sich ein Mensch, der nicht nur ohne Sünde war, sondern charakterlich unvergleichbar vollkommen, ja, herrlich war (und ist). Wir sprechen darum zu Recht von der „moralischen Herrlichkeit“ des Menschen Jesus.

Das heißt: Alle seine menschlichen, charakterlichen Eigenschaften waren in ihrer Art, ihrem Wesen vollkommen. Besser als sehr gut, herrlicher als das Allerbeste.

Jesus, dieser einzigartige („eingeborene“), vollkommene Mensch (Joh 1,14), gab sich selbst freiwillig als Opfer für Gott, aber auch als Opfer für uns.

Seitdem ist Gott „zufrieden“, denn endlich hat ein Mensch ihn verehrt und das getan, was „jenseits von Eden“ niemand wollte und konnte. Kein Wunder, dass Gott ihn (freudig) im Himmel begrüßt (Hebr 5,10), denn alle Ziele Gottes wurden und werden durch Christus nicht nur erreicht, sondern übertroffen (Eph 1,3-14). Wie

mögen die Engel staunen, dass nach dem schrecklichen Desaster des Sündenfalls ein Mensch Gott im höchsten Maße verehrt – durch die Selbsthingabe bis in den Tod. Er ist das herrlichste Opfer!

Herrliche Charakterzüge

Wir bestaunen seine Liebe

Da bohrt sich die Dornenkrone mit den drei Zentimeter langen Stacheln in die Stirn des Herrn Jesus. Wir zeigen so richtig, wer wir sind. Wir verhöhnen Jesus und quälen ihn grausam. Doch er lässt das mit sich machen. Er zeigt, wer er ist. Er offenbart göttliche Liebe. Er leidet und stirbt. Es gibt keine größere Liebe als die am Kreuz offenbarte. Die Liebe war so stark, dass niemand diese Liebe unterbinden konnte – auch der stärkste Hass nicht.

Menschennah – alle dürfen zu ihm kommen

Die gehassten Zöllner und „Menschen mit Vergangenheit“ – alle dürfen dabei sein, als der Herr bei Matthäus dessen „Bekehrung“ feiert (Mt 9,10). Jesus liebt Sünder!

Die Jünger erleben mit Jesus den allerbesten Mentor. Petrus erfährt in seiner schlimmsten Pleite, dass sein HERR ihn besonders umsorgt. Er erscheint Simon Petrus „ganz privat“ (Lk 24,34; 1Kor 15,5) und gibt ihm neue Aufträge (Joh 21,15ff).

Sogar um Judas, den Verräter, kämpft der HERR liebevoll wachend, bis Judas sich endgültig anders entscheidet.

Gnade und Wahrheit

Jesus verkörperte die heilbringende Gnade (Tit 2,11). Darum hatte er eine so große Anziehungskraft auf Sünder, auf gescheiterte und hilflose Menschen. Bei ihm, dem Heiland, gab und gibt es mehr als eine zweite Chance. Keiner muss verzweifeln, und keiner versteht uns so gut wie der Mensch Jesus, der diese kaputte Welt besser kennt als wir. Diese gnadenlose Welt der gestörten, zerstörten und vergifteten Beziehungen. Nur Jesus kann Gnade anbieten, weil er die Gnade ist.

Zugleich ist er die Wahrheit, damit wir wissen, wie wir sinnvoll leben können. Jesus redet nicht um den heißen Brei herum, sondern er, der uns liebt, konfrontiert uns mit den Fakten. Jederzeit können wir vertrauensvoll zu ihm kommen – „zur rechtzeitigen Hilfe“ (Hebr 4,16) und um Gnade und Barmherzigkeit zu erfahren.

Konsequent – bis zum Kreuz

Der Herr Jesus ist der einzige Mensch, der geboren werden wollte, um zu sterben! Entschlossen geht er seinen Weg. Nichts kann ihn davon abhalten, das große Ziel zu erreichen. Ja, Jesus hätte auch sündigen können, denn er war Mensch, aber zugleich war immer klar, dass er nicht sündigen würde. „Siehe, mein Knecht wird einsichtig (erfolgreich) handeln“ (Jes 52,13), prophezeit Jesaja. Der vollkommene Gehorsam schloss jedes Abweichen aus.

Wir könnten noch viele Eigenschaften beschreiben: seine Demut, wenn er die Füße der Jünger wäscht; seine Barmherzigkeit, wenn er auf dem letzten Weg nach Jerusalem stoppt, um den blinden Bartimäus zu heilen. Wir sehen seine Freundlichkeit und Sanftmut, aber auch seinen Eifer und Mut und seine kompromisslose Klarheit, wenn er lehrte und seelsorgerlich mit Menschen sprach.

Jesus war (und ist) der vollkommene herrliche Mensch, der sich für Gott und uns opferte.

Auswirkungen für uns?

Hatte Gott ein besonderes Interesse daran, dass uns ein *vollkommener* Mensch, jemand mit hervorragenden Charaktereigenschaften in höchster Qualität, erlösen würde? Sollte die Gemeinde einen (DEN) vollkommenen „Gottmenschen“ Jesus als Haupt haben? Ihn, der auch der Maßstab für unsere Umgestaltung ist, wenn wir in die ewige Herrlichkeit gehen?

Wir erwarten unseren Herrn, „*der unseren Leib der Niedrigkeit umgestalten wird zur Gleichgestalt mit seinem Leib der Herrlichkeit, nach der wirksamen Kraft, mit der er vermag, auch alle Dinge sich zu unterwerfen*“ (Phil 3,21).

Wir werden als Gerechtfertigte „verherrlicht“ (Röm 8,30), denn das ist der Wunsch unseres Herrn (Joh 17,22). So umgestaltet, verändert und verwandelt in das Bild Jesu werden wir „heilig und tadellos vor Gott sein“ (Eph 1,4). Ja, der Herr Jesus sagt sogar: „Wer überwindet, dem werde ich geben, mit mir auf meinem Thron zu sitzen, wie auch ich überwunden und mich mit meinem Vater auf seinen Thron gesetzt habe“ (Offb 3,21). Ein Mensch, DER Mensch Jesus sitzt mit erlösten Menschen auf dem Thron Gottes. Unglaublich, aber wahr! Was für ein Triumph über Satan!

Alle seine menschlichen, charakterlichen Eigenschaften waren in ihrer Art, ihrem Wesen vollkommen. Besser als sehr gut, herrlicher als das Allerbeste.

Satan hat uns mit seiner Lüge „Ihr werdet sein wie Gott“ alles genommen. Jesus, unser Erlöser, hat uns nicht nur den Status vor dem Sündenfall neu erkämpft, sondern durch Christus kann Gott uns alles schenken, was er ewig für uns geplant hat: „*Er, der doch seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben hat: wie wird er uns mit ihm nicht auch alles schenken*“ (Röm 8,32).

Alles! „*Denn aus ihm und durch ihn und zu ihm hin sind alle Dinge! Ihm sei die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.*“ (Röm 11,36)



Dieter Ziegeler (Jg.1943) lebt mit seiner Frau in Basdahl.

In dieser Reihe drucken wir Auszüge aus dem Buch „Antworten auf schwierige Fragen zur Bibel: Von 1. Mose bis Offenbarung“ von Norman Geisler und Thomas Howe ab. In der letzten Folge werden die beiden Geschlechtsregister aus Matthäus und Lukas in Einklang gebracht.

Lesezeit: 4 Minuten

NORMAN GEISLER/THOMAS HOWE

Warum unterscheidet sich das von Lukas angeführte Geschlechtsregister von dem Geschlechtsregister im Matthäusevangelium?

Schwierigkeit:

Jesus hat hier in Lukas 3,23 einen anderen Großvater (Eli) als in Matthäus 1,16 (Jakob). Wer ist der Richtige?

Lösung:

Dies ist zu erwarten, da es zwei verschiedene Stammbäume gibt: einen über seinen gesetzlichen Vater, Joseph, und einen anderen über seine leibliche Mutter, Maria. Matthäus erwähnt den offiziellen Stammbaum Jesu. Denn er will seinen jüdischen Adressaten anhand des Geschlechtsregisters die messianischen Referenzen Jesu dokumentieren. Das erfordert, dass Jesus als Messias ein Nachkomme Abrahams sein und der Linie Davids entstammen muss (vgl. Mt 1,1). Lukas hingegen richtete sich eher an die Griechen und ihr Interesse an Jesus, dem vollkommenen Menschen (denn das war es, wonach die griechischen Denker strebten: Vollkommenheit). Deshalb führt er den Stammbaum Jesus bis zum ersten Menschen, bis auf Adam zurück (Lukas 3,38). Dass Matthäus das väterliche Geschlechtsregister Jesu und Lukas das mütterliche Geschlechtsregister Jesu aufzeigt, wird auch durch die folgenden Fakten belegt. Zuerst einmal wird in beiden Geschlechtsregistern Christus unter anderem auf David zurückverfolgt, aber über die Linie von zwei verschiedenen Söhnen Davids.

Einerseits verfolgt Matthäus Jesus über Joseph (seinem gesetzlichen Vater) auf Davids Sohn, auf König Salomo, zurück, durch den Christus der rechtmäßige Erbe von Davids Thron ist (vgl. 2Sam 7,12ff). Andererseits verfolgt Lukas die Absicht, Christus als einen wahren Menschen darzustellen. Deshalb verfolgt er Christus auf Davids Sohn Nathan zurück, über seine leibliche Mutter, Maria, wodurch er zu Recht behaupten kann, ganz Mensch und damit der Erlöser der Menschheit zu sein. Außerdem behauptet Lukas nicht, dass es sich bei dem von ihm aufgezeichneten Geschlechtsregister um das über die Linie Josephs handelt. Er macht vielmehr deutlich, dass Jesus, „wie man meinte“, ein Sohn des Joseph war (Lk 3,23), jedoch in Wirklichkeit der Sohn der Maria war. Lukas führt das Geschlechtsregister Marias an. Das passt zu seinem Interesse, das er als Arzt an Müttern und an Geburten hatte. Im Übrigen ist das Lukasevangelium aufgrund der Akzentuierung der Frauen auch als „das Evangelium für Frauen“ bezeichnet worden. Und schließlich beweist der Umstand, dass die Namen einiger Personen (wie Schealtiel und Serubbabel, Mt 1,12; vgl. Lk 3,27) in beiden Geschlechtsregistern vorkommen, nicht, dass es sich bei diesen Geschlechtsregistern um ein und dasselbe Geschlechtsregister handelt, und zwar aus zwei Gründen. Erstens sind die aufgeführten Namen keine seltenen Namen.

Zweitens kommen selbst in einem einzigen Geschlechtsregister (in dem von Lukas) die Namen Joseph und Juda mehrmals vor (Lk 3,26.30).

Die beiden Geschlechtsregister können wie folgt zusammengefasst werden:

| Matthäus | Lukas |
|--|---|
| David | David |
| Salomo | Nathan |
| Rehabeam | Mattata |
| Abija | Menna |
| Asa | Melea |
| Joschafat | Eljakim |
| ... | ... |
| Jakob | Eli |
| Josef – Maria rechtmäßige Ehefrau (gesetzlicher Vater) | Josef – Maria – leibliche Mutter (gesetzlicher Ehemann) |
| Jesus | Jesus |

Aus
Norman Geisler/
Thomas Howe
**Antworten auf
schwierige Fragen
zur Bibel**
S. 412f.
2018, CV Dillenburger,
Gb., 752 S., 39,90 €
Best. Nr. 271402
www.cb-buchshop.de



In diesem Artikel wird uns die Bergpredigt aus der Vogelperspektive vorgestellt. Welche Ableitungen können wir aus den radikalen Aussagen für heute treffen?

Lesezeit: 6 Minuten

DAVID RÖHLIG

RADIKAL



Sei Salz und bewahre deine Würze, sonst wirst du zerbrechen (Mt 5,13)! Wusstest du, dass dich ein einziges Schimpfwort in die Hölle befördern kann (Mt 5,22)? Sollte dich Sünde reizen, werde drastisch: Reiß dein Auge aus, hacke deine Hand ab – opfere alles, um den Flammen der Hölle zu entgehen (Mt 5,29-30). Nächstenliebe ist nichts Besonderes, denn selbst die Zöllner können das; liebe vielmehr deine Feinde (Mt 5,46-47)! Du tust dich schwer zu vergeben? Dann verabschiede dich von der Hoffnung, Gott seinerseits werde dir vergeben (Mt 6,15)!

Willkommen in der Bergpredigt – einem radikalen Weckruf, der menschliche Überzeugungen auf den Kopf stellt! Wer solche Aussagen liest, kann schnell nachvollziehen, warum die jüdischen Zuhörer von dieser Predigt entsetzt waren. Jesus von Nazareth hatte Vollmacht: In seinen Worten gab es keine Halbheiten, keine Kompromisse (Mt 7,28-29). Wer das Neue Testament zum ersten Mal liest, stößt bereits nach fünf Kapiteln auf die so-

genannte Bergpredigt, die die Lehre Jesu auf knappem Raum zusammenfasst und uns bis heute unverblümt ins Gewissen spricht. Nie hat eine einzige Predigt die Menschheit so geprägt wie diese. So zieht Franz Alt, Journalist und liberaler Theologe, in seinem Werk „Was Jesus wirklich gesagt hat“ das Fazit: „Jesu Bergpredigt ist die Rede aller Reden in der gesamten Menschheitsgeschichte.“ Sie hat bis heute Bedeutung. Was wäre, wenn Jesus jetzt wieder als Mensch unter uns leben würde? Wie sähe ein Königreich aus, in dem er das Sagen hätte? Welche Gesetze und Verhaltensregeln würden gelten? Seine Bergpredigt gibt Antworten darauf, wie wir gleich sehen werden.

Zunächst sollte es uns nicht wundern, dass Jesus Christus das Gesetz vom Berg Sinai niemals außer Kraft gesetzt hat (Mt 5,17-19), denn Gottes Thora ist gut (1Tim 1,8). Wieso sollte sie revidiert werden? Ausgerechnet wieder auf einem Berg, diesmal in Galiläa, zeigt Jesus, dass die Maßstäbe seines Vaters unveränderlich und sogar weit höher sind, als es die Auslegung der

damaligen religiösen Elite vermuten ließ. Wer ins Reich Gottes möchte, muss wesentlich gerechter sein als die frommste Gruppe im damaligen Israel (Mt 5,20). Der Anspruch des Herrn ist riesig: Wir müssen vollkommen sein, so wie der Vater im Himmel (Mt 5,48)! Anhand von fünf Beispielen aus der Thora zeigt Jesus: Gott hasst nicht nur die Früchte menschlicher Verdorbenheit, er hasst die ganze Pflanze beginnend bei der Wurzel. Du glaubst, du seist ein frommer Mensch? Du bist doch kein Mörder oder Ehebrecher? Und ob, sagt Jesus: Sobald du zürnst, hast du schon getötet; und allein ein kurzer lustvoller Blick macht dich zum Ehebrecher.

Plötzlich stehen wir alle ziemlich schlecht da. Es wird peinlich. Aber damit nicht genug, der Messias fährt fort: Schwören sollte gar nicht erst notwendig sein. Verzichte auf berechnete Rache; liebe nicht diejenigen, die du ohnehin sympathisch findest, sondern deine Feinde. Da müssen wir uns ehrlich eingestehen, dass wir in einer hoffnungslosen Lage sind. Durch die Einhaltung von Geboten ist niemand fähig, vor



Gott zu glänzen. Das Gesetz macht deutlich, dass wir völlig chancenlos sind (Röm 3,20) – ihm wohnt bis heute ein zutiefst pädagogischer Wert inne (Gal 3,24-25). Dabei geht es um eine Lektion, die über Leben und Tod entscheidet.

In einer Welt, die von Unsicherheit und moralischer Relativität geprägt ist, bieten uns die radikalen Aussagen des Herrn eine dringend benötigte Orientierung.

Und hier beginnt die gute Nachricht: Gott selbst hält eine Lösung für unser Problem bereit, auch wenn wir sie in der Bergpredigt noch nicht finden. Sie zeigt sich erst am Lebensende des Messias. Jesus hatte die Thora sein ganzes Leben lang vollkommen erfüllt, ohne ein einziges Gebot zu missachten. Seine radikalen Worte stimmten mit seinen Taten überein. Zwar wurde er dadurch zum einzigen „Vorzeigemenschen“ der Geschichte, doch brachte ihm das keine Vorteile. An

einem Kreuz ließ er sich hinrichten und nahm zu dieser Zeit die vom Gesetz her erforderliche Strafe auf sich – stellvertretend für jeden Menschen. Das machte ihn zum Mittelpunkt der Geschichte zwischen Gott und Mensch. Er war nicht nur ein begabter Prediger, dessen Geburt die Mitte unserer Zeitrechnung markiert; er ist der Sohn Gottes, der allen Menschen Schuldenerlass anbietet. Wer das annimmt, erlebt Befreiung von der erdrückenden Last des Gesetzes. Als natürliche Reaktion auf diese Freiheit sind wir dann bereit, unser eigenes Leben verändern zu lassen und seinen Geboten Folge zu leisten – nicht mehr aus Furcht vor Strafe, sondern aus Dankbarkeit.

Jesus beendet seine Predigt nicht nur mit klaren Worten, sondern auch mit einer Fülle einprägsamer Bildreden. Dabei wartet noch eine radikale, ja, erschütternde Aussage auf uns: Es genügt nicht, voller Begeisterung „Herr, Herr!“ zu rufen, um Zutritt ins Königreich zu erhalten (Mt 7,21). Hier wird eine schreckliche Situation beschrieben. Eifrige Christen, von denen wir es uns niemals erträumt hätten, erhalten eine persönliche Abweisung vom Herrn. Wir lernen: Entscheidend sind nicht spektakuläre Taten – damit können wir Gott nicht beeindrucken! Ausschlaggebend ist es, im persönlichen Dienst nach dem Willen des Vaters zu fragen und dadurch gute Früchte hervorzubringen.

Am Ende stehen uns allein zwei Wege zur Auswahl. Ähnlich dem ersten Psalm eröffnet der Herr Jesus

seine Rede mit dem Wort „glücklich“ und beendet sie mit entscheidenden Gegenüberstellungen. Hier gibt es keine Grautöne, nur klares Schwarz oder Weiß. Du stehst vor der Wahl, entweder den schmalen (womöglich einsamen) Weg zu betreten oder den verlockend bequemen Weg, der allerdings ins Verderben führt. Entweder du bringst faule oder gute Früchte. An dir liegt es, ob du dein Fundament auf sandigen Boden oder auf den felsenfesten Grund legen möchtest. Es ist deine Entscheidung, aber vergiss nicht die Konsequenzen! In einer Welt, die von Unsicherheit und moralischer Relativität geprägt ist, bieten uns die radikalen Aussagen des Herrn eine dringend benötigte Orientierung. Das Wort Gottes erhebt seine Stimme inmitten einer Gesellschaft, die sich oft in einem Meer von Grautönen verliert. Die Bergpredigt ist kein sanftes Plätschern moralischer Ratschläge, sondern ein donnerner Ruf zur Veränderung!



David Röhlig, Jg. 1997, ist Physiker und promoviert aktuell in einem Forschungsgebiet der theoretischen Physik. Er engagiert sich in seiner

Heimatgemeinde Zwickau-Planitz in der Jugendarbeit

Welches Bild von Gott haben wir? Welche Bilder sind zulässig und welche nicht geeignet? Der Artikel ermutigt uns Leser, Christus durch unser eigenes Leben für andere sichtbar zu machen.

Lesezeit: 18 Minuten

MARTIN VON DER MÜHLEN

EIN UNSICHTBARER WIRD SICHTBAR

Von Bildern und Abgöttern

Zur Osterzeit bin ich zur Vertretung in der Primarstufe unserer Schule eingeteilt. Was liegt da näher, als mit der Klasse die Passionsgeschichte zu besprechen! Am Anfang der Stunde steht die Frage: „Warum ist Jesus gekreuzigt worden?“

Schüler 1: „Die Leute sagten: Er hat gelogen!“

Schüler 2: „Er hat jemanden falsch gesund gemacht.“

Schüler 3: „Er hat gebetet. Die anderen haben nicht geglaubt und nicht gebetet.“

Schüler 4: „Da war ein frecher, wütender König.“

In der Sekundarstufe beginnt der Unterricht mit der Frage: „Wer ist Gott für dich?“, also der Frage nach dem Gottesbild der einzelnen Schülerinnen und Schüler.

Schüler 1: „Kann ich nicht beschreiben.“

Schüler 2: „Gott ist wie Gott.“

Schüler 3: „Ein Licht mit bunten Strahlen.“

Schüler 4: „Gott ist in meinem Herzen. Und ich habe Angst vor ihm.“

Schüler 5: „Gott ist ein Lied.“

Schüler 6: „Gott ist wie ein Schiff.“

Zwei Fragen

In der Gegend von Cäsarea Philippi stellt Jesus seinen Jüngern auch zwei Fragen. Die eine davon ist sehr allgemein und leicht zu beantworten. Die zweite ist sehr persönlich und erfordert eine eigene Stellungnahme.

Die erste Frage Jesu lautet: „Wer sagen die Menschen, dass ich sei?“ Was ist ihr Gottesbild? Es ist nicht weiter schwierig, hierauf zu antworten, denn die Jünger sind nicht betroffen. Sie müssen lediglich aufzählen, was andere von sich gegeben haben.

Die zweite Frage Jesu hingegen ist individuell formuliert. Sie meint nicht mehr die anderen Menschen, sie meint die Jünger selbst und fordert ihre persönliche Positionierung: „Ihr aber, wer sagt ihr, dass ich sei?“ Petrus' Antwort kam damals sofort und aus tiefster Überzeugung: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ (Mt 16,13-16).

Was würdest du auf die Frage „Du aber, wer sagst du, dass ich sei?“ antworten? Welches Bild von Gott hast du? Welches Bild von Jesus? Um diese Frage zu beantworten, ist es notwendig, sich zuvor grundsätzlich zum Bild und zum

Bilderverbot in der Bibel Gedanken zu machen.

Das Bilder-Verbot

Im „Grundkurs evangelische Religionslehre“ der Oberstufe heißt es: „Die Religionen im alten Orient verehren die Gottheiten in Bildern. Gott wird zwar nicht mit dem Bild identifiziert; er ist aber im Bild gegenwärtig und mächtig. Dementsprechend kann sich der Glaubende mit Hilfe des Bildes die Gottheit verfügbar machen. Das Bilderverbot in 2. Mose 20,4 lehnt das Bild als Offenbarungsträger ab und zeigt darin ein zur religiösen Umwelt grundverschiedenes Weltverständnis. Gott steht der Welt gegenüber und ist daher mit keinem sichtbaren Material dieser Welt, mit keiner greifbaren Erscheinungsform des Diesseits, darstellbar. Das Bilderverbot ‚bewahrt ... diese Freiheit Jahwes‘, denn ‚der freie, der Welt gegenüberstehende Gott entzieht dem Menschen die Möglichkeit, sich ein selbst geschaffenes Bild von ihm zu machen.“¹

Die Bilder-Erlaubnis

Es ist jedoch nicht grundsätzlich verboten, ein religiöses Bildnis zu



erstellen. Auch Luther wandte sich nicht gegen biblisch-bildliche Darstellungen. Er verurteilte sogar „das Unwesen der sogenannten ‚Bilderstürmer‘ unter Karlstadt“, die 1522, als sich Luther auf der Wartburg befand, „gewaltsam in die Kirchen eindringen und Statuen und Bilder zerschlugen“.²

Biblisch jedenfalls haben religiöse Bilder durchaus eine Daseinsberechtigung. Mose soll das Bildnis einer bronzenen Schlange erstellen. In der Stiftshütte werden auf Gottes Befehl hin Cherubim abgebildet (2Mo 25,18). Und vom Menschen heißt es sogar, dass er von Gott „im Bild Gottes geschaffen“ ist (1Mo 1,26f.).

Der Abgott

Beim Verbot des zweiten Gebots, sich kein Götterbild zu machen, geht es also nicht um das Bild per se, sondern vielmehr darum, kein Bild, „das eine Gottheit darstellt“, zu erstellen.³ Ein solch selbst gefertigtes Gottes-Bild verselbstständigt sich in aller Regel, indem es den Gläubigen nach und nach von Gott ab- und wegwendet und dann schließlich seinen Platz einnimmt.

Es macht sich dadurch gewissermaßen zu einem „Abgott“ (vom Althochdeutschen „abgot“ = „los von Gott“, „ab von Gott“). Was als Leit-Bild gedacht war, ist zum Leit-Bild mutiert⁴ und „wie durch einen Hohlspiegel verzerrt“.⁵ Gerade im filmischen und musikalischen Bereich lauern hier große Gefahren der einseitigen Vereinnahmung Jesu durch populäre, jedoch bibelferne Jesusbilder. Man könnte solche Pop-Jesus-Bilder auch als „Idole“ bezeichnen (gr. „eidolon“), d. h. als „Trugbilder“.⁶

Gefährlich wird es, wenn aus dem „Idol“ eine „Ikone“ (gr. „ikon“ = „Bild“) wird, also gemäß der orthodoxen Auffassung ein Medium der „Verbindung zwischen dem Heiligen und den Menschen“. Die griechische Ikonenmalerin Konstantina Stephanaki erklärte in einem Interview: „Ich bete die Ikone während des Malens an, ich mache ein Kreuz vor dem Malen.“ Auf die Frage, ob sie glaube, „dass die in der Ikone abgebildete Person anwesend ist“, antwortete Konstantina Stephanaki: „Wir glauben, dass der Heilige ... [in der Ikone] anwesend [ist] und uns hört.“⁷

Platzhalter für Gott

Genau das aber ist und tut Gott nicht! Gott ist definitiv anders – in jeder Beziehung. Er kann nicht in eine selbst erstellte Schablone oder eine begrenzte Form gegossen werden. Wer sich seinen eigenen Gott kreiert – ob dichterisch, plastisch, musikalisch oder filmisch –, schafft sich einen Ersatzgott.

Ein Ersatzgott aber ist begrenzt und in seiner eingeschränkten Funktion auch nur noch für Teilbereiche des Lebens „zuständig“. Für die einen ist Gott so allenfalls ein allgemeines Prinzip zur Erklärung der Welt geworden, sozusagen ein „Platzhalter für das Unbekannte“.⁸ Oder er ist lediglich ein Ordnungsgarant, gewissermaßen ein Aufpasser und Kontrolleur. Oder er ist ein begrenzter Wohlstands-Gott, der die Auserwählten ertüchtigt und mit Macht und Erfolg belohnt. Oder er ist ein menschlicher Gott, auf den man vergeblich wartet, wie etwa im Theaterstück „Warten auf Godot“ des nihilistischen Literaturnobelpreisträgers Samuel Beckett. Oder er ist ein gesetzlicher Gott, von dem man die zwanghafte Vorstellung hat, er würde erst eingreifen, wenn

die guten Werke des Menschen die schlechten überwiegen.

Alexamenos' Bild

Manche Bilder von Gott sind auch offen gotteslästerlich („blasphemisch“) und von ihren Künstlern genau zu diesem Zweck entworfen worden. Das mussten schon die ersten Christen erfahren. Auf der Wand der Pagenschule auf dem Palatin in Rom findet sich eine Wandritzung aus dem 3. Jahrhundert. Das Bild zeigt einen gekreuzigten Esel, vor dem der Christ Alexamenos kniet. Daneben eingeschrieben sind die Worte: „Alexamenos betet seinen Gott an.“⁹ Bildliche Gotteslästerung von Anfang an. Damals auf der Steinwand, heute (beginnend mit der Mutter aller gotteslästerlichen Filme „Das Leben des Brian“) auf der Leinwand.

„Wo kommt der denn her?“

Die Jünger hatten zwar keine lästerliche, aber eine limitierte Gottesvorstellung von Jesus. Nach der Stillung des Sturms auf dem See Genezareth rufen sie ehrfurchtsvoll (und gleichermaßen entsetzt) aus: „Wer ist denn dieser?“, oder: „Was für einer ist denn dieser?“ (Mt 8,27; Mk 4,41; Lk 8,25). Übertragbar ist der Ausruf auch mit: „Aus welchem Land kommt der denn?“

Und in der Tat: Die vorgefertigten Gottesbilder der Jünger waren viel zu klein und unvollständig, um Jesu Handeln auf dem See fassen zu können. Ihr bisheriges Gottesbild wurde gesprengt. „Aus welchem Land kommt der denn? Das ist doch nicht mehr irdisch!“ Nein, das ist es wahrlich nicht, denn „dieser“ kommt aus dem Land der Himmel mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten. Das sichtbar werdende Gottesbild Jesu in der Stillung des Sturms ist für die Jünger mit irdischen Maßstäben nicht mehr zu erfassen.

Kirchenfenster – Bilder-Bibel für Analphabeten

Sicherlich sind religiöse Bilder nicht inspiriert; das ist allein das

Wort Gottes,¹⁰ aber Kirchenfenster zum Beispiel waren über Jahrhunderte die Bibel der Analphabeten und Armen. Was in der Bibel über Gott stand, konnten sie nicht selbst lesen. Die vorreformatorische Kirche hielt die Gottesdienste zudem in lateinischer Sprache ab, was natürlich niemand verstand. Aber die Kirchenfenster zeigten den Gläubigen die Taten Gottes in machtvollen und gewaltigen Bildern und waren damit oftmals beredeter als 1000 unverständliche Worte. Sie halfen Kindern wie Greisen, sich über die farbenfrohe Fenster-Bilder-Bibel die Inhalte der Heiligen Schrift zu erschließen, sie zu verstehen und sich später an sie zu erinnern.¹¹

Gott ist definitiv anders – in jeder Beziehung. Er kann nicht in eine selbst erstellte Schablone oder eine begrenzte Form gegossen werden.

Die Bildersprache Jesu

Auch Jesus sprach deshalb in vielen Bildern und Bildergeschichten. Seine Worte und Reden sind voll von Metaphern, Vergleichen und Symbolen. Er spricht von sich als der geöffneten Tür, dem wahren Weinstock oder dem sättigenden Brot des Lebens. Seine Gleichnisse sind beinahe wie ein Film, der die Grundaussagen seiner Predigten facettenreich lebendig werden lässt, wie in den Geschichten vom barmherzigen Samariter, vom wartenden Vater oder vom guten Hirten.

Ein Unsichtbarer wird sichtbar

Aber ein Gottesbild überragt alle und alles. Eigentlich ist Gott unsichtbar – und damit nicht abbildbar. „Niemand“, so sagt die Bibel, „hat Gott jemals gesehen“ (Joh 1,18), und trotzdem kann Gott gesehen werden. „Gott ist unsichtbar“, schreibt Paulus an die Kolosser, und trotzdem ist Gott sichtbar geworden. Ist das nicht ein Widerspruch in sich selbst? Wie ist es möglich, von jemandem, der gar nicht zu sehen ist, ein Bild zu machen?

Und tatsächlich wäre Gott wohl auf ewig ein Unsichtbarer geblieben, wenn er sich uns nicht in einem ganz besonderen Bild erkennbar gemacht hätte: Jesus – das sichtbare Bild des unsichtbaren Gottes! Wo Christus ist, wird Gott für die inneren Augen des Herzens gegenwärtig. Deshalb kann der Herr die Bitte des Philippus „Zeige uns den Vater“ auch mit der klaren Aussage „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ beantworten (Joh 14,8f.).

Es gibt also ein perfektes Bild von Gott. Jesus „ist das Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15). Das bezieht sich sicherlich nicht auf das Aussehen der historischen Person des Jesus von Nazareth, denn „als wir ihn sahen, hatte er keine Gestalt, dass wir Gefallen an ihm gefunden hätten“ (Jes 53,2). Rein äußerlich war Jesus nicht auffällig, hatte nichts, was ihn aus der Masse abgehoben hätte.

Der Spiegel Gottes

Und dennoch sagt Jesus: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). Zu sehen gab es da endlich viel, denn in Jesu Wesen, seinen Worten und seinem Handeln wohnte „die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig“ (Kol 2,9) und verkündigte Gott (Joh 1,18). Jesus ist – so sagt der Schreiber des Hebräerbriefes – der glasklare „Abglanz der Herrlichkeit Gottes“ und der tiefenscharfe „Abdruck des Wesens Gottes“ (Hebr 1,3). Dabei meint der hier verwendete Ausdruck für „Abdruck“ mehr als nur einen von vielen möglichen

Abdrucken, sondern bezeichnet (nach „Strong’s Exhaustive Concordance of the Bible“) wörtlich eine „genaue oder exakte Darstellung“ im Sinne einer absoluten Deckungsgleichheit.¹² Deshalb schreibt Johannes tief ergriffen von der Person Jesu: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als eines eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14).

Der Junge, der Gott sah

Meine jüngere Schwester Gigi leitet einen Kindergarten der evangelischen Kirche in NRW. Im Rahmen der Kinderkirche kommt einmal im Monat montags der Pfarrer in den Kindergarten und hält dort mit den Kindern eine Art sonntäglichen Gottesdienst mit Singen, Beten, Bibellese und dem Vaterunser ab.

Diesen Kindergarten besucht auch der vierjährige Timo (Name geändert). Nachdem er montags beim Besuch des Pfarrers dabei gewesen war, erzählte er später zu Hause seiner Mutter:

„Ich habe heute Gott im Kindergarten gesehen.“

Darauf entgegnete die Mutter:

„Du hast sicherlich den Pfarrer gesehen.“

„Nein, ich habe Gott gesehen. Er hat einen Bart, trägt eine Brille und hat schwarze Kleidung.“

„Das war der Pfarrer.“

„Nein, das war Gott!“

Alle Erklärungskünste der Mutter halfen nicht. Timo blieb dabei, Gott gesehen zu haben.

Die Mutter kam daraufhin in den Kindergarten und bat die Verantwortlichen um Rat. Aber alle, die mit Timo sprachen, konnten ihn nicht umstimmen. Timo wurde nun gebeten zu beschreiben, wie Gott denn sei. Für ihn war die Antwort klar:

„Er erzählt Geschichten von Gott, singt Lieder, betet und hat eine Gitarre.“

„Und was macht Gott?“

„Schöne Dinge!“

Timo, den die Kindergartenmitarbeiterinnen als aufgeweckt und intelligent beschreiben, erzählt von Gott mit großer Freude. Selbst jetzt, ein Jahr später, bleibt er dabei, Gott

persönlich zu kennen, denn „Gott wohnt in unserem Kindergarten“. Timos Glaube hat inzwischen auch andere Kinder im Kindergarten erfasst.

„Wir möchten Jesus sehen!“

Einmal abgesehen von der kindlichen Verwechslung – wäre es nicht schön, wenn der Wunsch der Griechen im Johannesevangelium zu unserem (täglichen) Gebet würde: „Herr, wir möchten Jesus sehen“ (Joh 12,21)? Wäre es nicht weihnachtlich erleuchtend, wenn wir – wie die Hirten auf den Fluren Bethlehems – ergriffen würden, „als sie das Kind in der Krippe sahen“ (Lk 2,17)? Wäre es nicht zeugnishaft, wenn wir heute in den Augen derer, die unsere Wege kreuzen, ein wohltuendes Gegenbild zu den zahllosen gottfernen (TV-/Internet-/Smartphone-)Darstellungen des Tages werden würden? Wäre es nicht segensreich, wenn unser Leben vor den uns anvertrauten Kindern und Enkelkindern ein solches wäre, dass durch uns Christus für sie sichtbar würde?

Das „Vor-Bild“ unserer Eltern

Das Vor-Bild meiner Eltern und Großeltern begleitet mich und meine vier Geschwister bis heute und wird es auch den Rest unserer Tage, denn unsere Eltern und Großeltern prägten unser Bild von Gott nachhaltig positiv. Jeden Abend lasen sie uns aus der Bibel vor und legten damit in unseren Herzen und Seelen tragfähige biblische Bilder an. Sie beteten mit uns und für uns. Sie gingen regelmäßig mit uns in das Haus Gottes. Sie führten uns alle fünf zum Kreuz von Golgatha. In ihnen sahen wir Jesus, das Bild des unsichtbaren Gottes!

Es ist die Bestimmung eines Bildes, angesehen zu werden – nicht nur im flüchtigen Hinblicken beim Vorbeigehen, sondern im verweilenden Betrachten. Je länger das stille Stehenbleiben des Blickes währt, desto mehr Details wird das Bild preisgeben und uns schließlich



„verwandeln in dasselbe Bild“ (2Kor 3,18), möglicherweise so sehr, dass wir in unserem Alltag als „Kinder Gottes ... leuchten wie Himmelslichter in der Welt“ (Phil 2,15). Nicht weil wir Leuchtkraft aus uns hätten, sondern weil wir – wie die Planeten das Licht der Sonne – den Glanz der Begegnung mit Jesus reflektieren. Durch diese Widerspiegelung Gottes in unserem Wesen und Leben kann Gott auch heute für andere Menschen sichtbar und erkennbar werden.

„Ich sah Gott in seinem Angesicht!“

Nachdem Mose 40 Tage und 40 Nächte allein auf dem Berg Sinai bei Gott verbracht hatte, kehrte er zum Volk Israel zurück, nicht wissend, dass sein Gesicht durch die Begegnung mit Gott strahlend geworden war (2Mo 34,29).

Der kanadische Missionar Silas Fox wurde eines Tages in Indien von einer Hindufrau besucht. Nach einem kurzen Gespräch verabschiedete sie sich wieder, doch die Unterredung hatte bei ihr einen solch nachhaltigen Eindruck hinterlassen, dass sie später erzählte: „Ich sah Gott in seinem Angesicht!“¹³



Martin von der Mühlen (Jg. 1960), verheiratet, zweifacher Vater, sechsfacher Großvater, ist Oberstudienrat in Hamburg.

- 1 Keßler, Manfred: „Der Mensch zwischen Gott und Welt – Grundkurs Evangelische Religionslehre 1“. Stark Verlagsgesellschaft, Freising: 1999, S. 29f.
- 2 Wjst, Walter: „Du sollst dir kein Bild machen“. In: „Die Wegweisung“. Christliche Verlagsgesellschaft, Dillenburg: Nr. 10/1995, S. 432.
- 3 Lange, Benjamin, Dr. Dr.: „Die Zehn Gebote – Neue Entdeckungen in Gottes Gesetz“. Christliche Verlagsgesellschaft, Dillenburg: 2021, S. 63–68.
- 4 Michalke, Leicht und Sajak, Clauß Peter (Hrsg.): „Vernünftig glauben – Arbeitsbuch für den katholischen Religionsunterricht, Oberstufe“. Bildungshaus Schulbuchverlage: Westermann, Schroedel, Diesterweg, Schöningh, Winklers GmbH. Braunschweig, Paderborn, Darmstadt: 2011, S. 46.
- 5 Büchner, Frauke: „Perspektiven Religion – Arbeitsbuch für die Sekundarstunde II“. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen: 2000, S. 58f.
- 6 Wahrig, Gerhard und Krämer, Hildegard und Zimmermann, Harald: „Brockhaus Wahrig in sechs Bänden“. F. A. Brockhaus, Wiesbaden und Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart: 1981, Bd. 3, S. 705.
- 7 Aumann, Ulrike und Schweitzer, Friedrich (Hrsg.): „Religionsbuch Oberstufe“. Cornelsen Verlag, Berlin: 2006, S. 65.
- 8 „Abitur – Prüfungsaufgaben mit Lösungen“ (Religion, r.-k. Grundkurs, Gymnasium, Bayern). Stark Verlagsgesellschaft, Freising: 1999, Abitur 1996, S. 5.
- 9 Wind, Renate, Prof. Dr. Dr.: „Christsein im Imperium – Jesusnachfolge als Vision einer anderen Welt“. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh: 2016, S. 7+29.
- 10 Pletsch, Joachim: „Knapp daneben ist auch vorbei“. In: „Gemeinde aktuell“. Christliche Verlagsgesellschaft, Dillenburg: Nr. 3/2023, S. 8.
- 11 Hinrich Johann Claussen: „Glaskunstwerke voll biblischer Geschichten“. In: „Himmel & Elbe“ im „Hamburger Abendblatt“, Axel-Springer-Verlag: 2022, S. 4f.
- 12 Strong, James: „Strong’s Exhaustive Concordance of the Bible“ Jennings & Graham, Cincinnati, Ohio, USA: 1890.
- 13 MacDonald, William: „Der vergessene Befehl – Seid heilig!“ Christliche Literaturverbreitung, Bielefeld: 1988, S. 18.

Wie ging der Herr Jesus mit Menschen um, denen er begegnete? Welche Ableitungen wir daraus treffen können, arbeitet der Artikel heraus.

Lesezeit: 10 Minuten

MIRJAM WÄSCH

JESUS UND DIE HERZEN DER MENSCHEN

Jesus war ein Beziehungsmensch. Er war während seiner Wirkungszeit fast rund um die Uhr von Menschen umgeben – von seinen zwölf engsten Freunden, von anderen Jüngern, zeitweise von riesigen Menschenmengen. Hin und wieder zog er sich in die Einsamkeit zurück, doch nur um wiederum Gemeinschaft zu haben – mit seinem Vater im Himmel.

Wenn ich mir die Begegnungen Jesu mit unterschiedlichen Personen in den Evangelien ansehe, dann fällt mir auf, wie sehr er den Menschen zugewandt war – ganz egal, ob Mann oder Frau, Hochgestellter oder Bettler. Er sah den Einzelnen in der Menge. Er hörte die, die ihn riefen. Er kannte Menschen, noch ehe sie sich ihm vorstellen konnten. Er wusste, was ihnen wirklich fehlte. Und vor allem: Er erkannte, mit welcher Herzenshaltung sie ihm begegneten. Entsprechend begegnete er ihnen.

Wir wollen gemeinsam ein paar solcher Begegnungen genauer ansehen, um nachzuvollziehen, was ich damit meine.

Jesus sieht den Einzelnen in der Menge

Einmal zieht Jesus durch Jericho. Um ihn herum herrscht Gedränge und vermutlich auch Lärm. Die Leute rufen und jubeln. Alle

wollen möglichst nah dran sein an dem Mann, von dem alle reden. Doch der hebt seinen Blick, und seine Augen richten sich auf einen Einzelnen. Einen klein gewachsenen Mann, der, weil er sonst keine Chance hätte, Jesus zu sehen, in seiner Not auf einen Baum gestiegen ist. Nie hätte er sich träumen lassen, dass Jesus ihn da oben sehen würde. Niemand sonst schenkte ihm Beachtung – dafür umso mehr Verachtung. Doch Jesus sieht ihn und – kaum zu glauben – lädt sich bei ihm ein. Wieso ausgerechnet bei ihm? Weil er weiß, dass er bei ihm willkommen ist. Schließlich war Zachäus gekommen, um „zu sehen, wer er [Jesus] sei“ (Lk 19,3).

Im Lukasevangelium wird uns noch von einer weiteren Person berichtet, die die Leute mit Sicherheit am liebsten „übersehen“ haben: Gebeugt läuft sie durch die Straßen der Stadt, „zusammengekrümmt und völlig unfähig, sich aufzurichten“ (Lk 13,11). Mit so jemandem gibt man sich nicht gerne ab. Doch Jesus sieht sie, ruft sie zu sich und richtet sie auf – allein mit seinen Worten: „Frau, du bist gelöst von deiner Schwäche“ (Vers 12). Und sie? Sie verherrlicht daraufhin Gott (Vers 13).

Beide, Zachäus und die gebeugte Frau, wurden von Jesus gesehen, und beide ließ er erkennen, wer er war, weil sie offen dafür waren.

Jesus hört Menschen, die nach ihm rufen

Wir befinden uns wieder in Jericho. Als Jesus und seine Jünger, gefolgt von einer großen Menschenmenge, die Stadt verlassen wollen, bekommt das ein blinder Mann mit, der bettelnd am Straßenrand sitzt. Er nutzt die Gelegenheit und ruft laut: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Ungeachtet der Ermahnungen der Umstehenden, er solle doch still sein, ruft er weiter – und noch viel lauter: „Du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Jesus hört ihn. Er lässt ihn zu sich kommen und sein Anliegen vorbringen. Der Mann will sehen können. Er weiß, dass Jesus die Macht hat, ihm zu helfen. Und Jesus heilt ihn.

Interessant ist, dass Jesus den Blinden fragt, was er ihm tun solle. „Dass ich sehend werde“, ist die Antwort. Ich bin mir sicher, dass Jesus das schon genau wusste. Ich glaube, dass das „Sehend-Werden“ sich nicht in erster Linie auf das Augenlicht bezieht, sondern vor allem darauf, dass dem Mann die Augen aufgetan werden, damit er Jesus als den Messias erkennen darf.

Dass Jesus alles über sein jeweiliges Gegenüber weiß, wird übrigens auch bei anderen Begegnungen deutlich:

Jesus kennt sein Gegenüber

Petrus hat von seinem Bruder Andreas gehört, dass ein Mann in der Gegend ist, von dem er überzeugt ist: Das ist der Messias! Andreas führt seinen Bruder zu diesem Mann – zu Jesus. Petrus muss sich ihm gar nicht vorstellen. „Jesus blickte ihn an und sprach: Du bist Simon, der Sohn des Johannes.“ Jesus weiß genau, wen er vor sich hat, aber nicht nur das; er kann ihm auch sagen, wer er sein wird: „Du wirst Kephas heißen“ (Joh 1,42). Und bekanntermaßen wird er später tatsächlich als Kephas (der Fels) sozusagen der Grundstein der ersten Gemeinde in Jerusalem.

Auch die Frau am Jakobsbrunnen wird von Jesus mit seinem Wissen über ihre unrühmliche Vergangenheit und ihre aktuelle Situation überrascht. Alles weiß er über sie – jedes schmutzige Detail –, obwohl sie sich vorher doch nie begegnet sind und er nicht einmal aus ihrer Gegend stammt. Und trotzdem begegnet er ihr mit Liebe und Wertschätzung. Und er bietet ihr eine Gabe Gottes an: „Lebendiges Wasser, das in ihr zu einer Quelle werden [wird], aus der Wasser sprudelt – bis ins ewige Leben“ (nach Joh 4,10.14). Letztendlich erkennt sie, dass der fremde Mann tatsächlich der von Gott gesandte Messias sein muss (Vers 29).

Beide – Petrus und die Frau am Jakobsbrunnen – erfahren: Jesus kennt ihre Vergangenheit. Das kann nur wissen, wer von Gott gesandt ist, und so bekommen beide die Sicherheit geschenkt, dass er der verheißene Messias ist.

Jesus kennt die wahre Herzenshaltung

Jesus nahm die Menschen wahr. Und wie ging er mit ihnen um? Entsprechend ihrer Herzenshaltung. Entscheidend war, wie sie ihm begegneten. Jesus wusste, bei wem er willkommen war: bei Menschen, die bereit waren, den Blick von sich selbst weg auf ihn richten zu lassen, damit sie erkennen konnten, wer er ist. Er sah, wer ihm mit der richtigen Herzenshaltung gegenübertrat,

und war bereit, ihnen mit seiner Liebe zu begegnen und ihnen die Gewissheit zu schenken, dass er die Antwort auf alle ihre Fragen und Probleme ist, ja, dass er der verheißene Messias ist.

Jesus drängt sich niemandem auf, der nichts mit ihm zu tun haben will. Er tritt keine Herzenstür auf. Er kommt zu denen, die sie von selbst öffnen.

Auf der anderen Seite gab es Menschen, denen er mit einer Schärfe entgegentrat, die nicht zu seinem sonstigen Wesen zu passen scheint. Denken wir an die Tempelreinigung. Dabei ging er nicht gerade zimperlich mit den Händlern und Geldwechslern um. Warum? Ihre Motivation entsprang nicht einem reinen Herzen – etwa, weil sie den Pilgern, die zum Opfern gekommen waren, dienen wollten. Nein, sie wollten schlicht und einfach Geld machen.

Oder denken wir daran, wie Jesus den Pharisäern gegenübertrat: „Wehe euch, ihr Gesetzeslehrer und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr reinigt das Äußere von Becher und Schüssel, aber was ihr drin habt, zeigt eure Gier und Maßlosigkeit“ (Mt 23,25). Die Diskrepanz zwischen dem perfekten Schein und der falschen Herzenshaltung bei den Pharisäern ist im wahrsten Sinne des Wortes himmelschreiend. Auf ihre Umwelt konnten die Schriftgelehrten und Pharisäer vielleicht Eindruck machen, aber Jesus durchschaute sie – im wahrsten Sinne des Wortes. Es bewahrheitet sich, was wir in 1. Samuel 16,7 lesen: „Der Mensch sieht auf das, was vor Augen ist, aber der HERR sieht aufs Herz.“

Die meisten Pharisäer und Schriftgelehrten, die Jesus anprangert, hatten kein Herz, das bereit war, den eigenen Fokus von sich weglenken zu lassen. Es ging einzig um sie und ihre Gerechtigkeit. Jesus? – Brauchten sie nicht, denn die Gesunden brauchen doch keinen Arzt! Dabei hätten sie die vielen Zeichen erkennen können – ja, erkennen müssen! –, die deutlich machten, dass Jesus der Messias war. Zachäus, die gebeugte Frau, der Blinde, die Frau am Jakobsbrunnen und Petrus hatten erkannt, dass Jesus ihnen etwas zu geben hatte, was kein Mensch ihnen geben konnte, und sie wurden belohnt – mit Jesu Zuneigung in der Begegnung und mit sehr viel mehr. Jesus drängt sich niemandem auf, der nichts mit ihm zu tun haben will. Er tritt keine Herzenstür auf. Er kommt zu denen, die sie von selbst öffnen.

Und bei mir?

Jesus möchte ihm zugewandte Herzen. Ihnen kann er dienen, ihnen kann er sich als der zeigen, der er ist. Ist mein Herz immer voll und ganz auf ihn ausgerichtet? Ich stelle mir vor, wie es ist, wenn ich persönlich vor Jesus stehe – denn eines Tages wird es so sein. Schon jetzt will ich meine Herzenshaltung ihm gegenüber infrage stellen. Geht es mir um ihn? Oder bin ich wie die Pharisäer und putze meine Schale lediglich von außen? Ich wünsche mir – und uns allen –, dass Jesus uns in unserem geistlichen Leben mit der Zugewandtheit begegnet wie den Menschen in den aufgeführten Beispielen, weil wir ihm mit der angemessenen Herzenshaltung gegenübertreten. Ich möchte keine Schale haben, die nur äußerlich rein ist, innerlich aber voller Schande. Beten wir, dass unsere Herzen ihm zugewandt bleiben! Dass wir unseren Fokus immer wieder neu auf ihn ausrichten und uns bewusst machen, mit wem wir es zu tun haben!



Mirjam Wäsch lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in Dillenburg.

„Christmas“ – das ist die englische Vokabel für Weihnachten. Doch es begegnet einem auch eine schmerzlich anmutende Abkürzung: X-Mas. „Ein X für ein U vormachen“ ist eine Redewendung. Aber was, wenn der ganze „Christ“ durch „X“ ersetzt wird? Warum das „X“ dennoch erfreulichen Gesprächsstoff bieten kann, soll dieses Gedicht verdeutlichen.

Lesezeit: 4 Minuten

THOMAS KLEINE

X-MAS

„X-mas“ reizt es mir entgegen,
Schwarze Schrift auf rotem Grund:
Muss den „Christ“ man hier wegfeigen?
Gibt es einen Hintergrund?

Bei den ersten Christen nutzte
Zur Erkennung man ein „X“.
„Xristos“ man zusammenstutzte
Monogramm statt Kruzifix.

Gutenberg mit seiner Presse
Setzte Buchstaben von Hand.
„Christus“ kürzte mit Finesse,
Ab er, bis ein „X“ nur stand.

Mit den Lettern viel an Menge
Hielt man sich somit im Zaum.
Ähnlich wie des Stalles Enge
Nutzte man den kleinen Raum.

„X“ ist eine Unbekannte,
die es zu ergründen gilt.
Lass dies „X“ nicht als Konstante,
sonst bleibt Sehnsucht ungestillt.

„X“ steht auch für vielfach mehren:
„Multiplikation“ genannt.
Wer kann Gottes Fülle wehren:
Segen spendet seine Hand.

„X“ steht auch für etwas streichen:
Gott kreuzt unsre Schulden aus.
Weil wir es nicht selbst erreichen,
Wird Gott Mensch und holt uns raus.

Dreh das „X“ ein wenig weiter
Und ein Kreuz steht für dich da.
„X“ wird hier zum Wegbereiter,
Als er starb auf Golgatha.

DIETER ZIEGELER

JESUS CHRISTUS

Wir warten auf den Kommenden

Angekündigt

In göttlich souveräner Konsequenz kündigte Gott nach dem Sündenfall einen „Schlangenzertreter“ an: „Er wird dir den Kopf zermalmen.“ Ich liebe diese wuchtige Ankündigung, die das Ende Satans und unsere Befreiung bedeutet. Wann wird das passieren?

Prophezeiungen ohne Ende

Alle wichtigen Kennzeichen, Eigenschaften und Ereignisse des kommenden Erlösers werden im Alten Testament präzise vorausgesagt. „Siehe, die Jungfrau wird schwanger werden und einen Sohn gebären“, prophezeit Jesaja 700 Jahre vorher (Jes 7,14). Der Geburtsort (Mi 5,1), die Ablehnung durch die Juden (Jes 53,3), die Hinrichtung am Kreuz (Jes 53,12) und die Auferweckung (Ps 16,10) werden vorhergesagt. Der Retter wird kommen! Niemand konnte das verhindern, und viele Gläubige zur Zeit des Alten Testaments warteten sehnsüchtig. Wann passiert das?

Garantiert!

Endlich! Zum richtigen Zeitpunkt der Heilsgeschichte kommt der Retter: „Als aber die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau“ (Gal 4,4).

Ergreift uns dieses Ereignis? Es kam der, mit dem sich unsere Ewigkeit entscheiden würde. Himmel oder Hölle. Ewig bei Gott oder bei Satan.

Der Sieg des Erlösers Jesus Christus war garantiert, auch wenn der Kampf unseres HERRN unvergleichbar heftig war. „Es ist vollbracht“ – dieser Siegesruf beendete den Kampf, und seitdem läuft das Evangelium unbezwingbar und ruft zur Umkehr zu Gott.

Es geht weiter

Die Heilsgeschichte geht weiter. Exakt. Der Herr Jesus kündigte an, dass der Heilige Geist uns „das Kommende verkündigen wird“ (Joh 16,13). Glaubende sind vorinformiert. Wir wissen, wie alles weitergehen wird. Es steht in der Bibel.

Jesus wird wiederkommen!

Wirklich? Der Autor des Hebräerbriefs schreibt: „Denn noch eine ganz kleine Weile, und der Kommende wird kommen und nicht säumen“ (Hebr 10,37).

Wir stimmen dieser Wahrheit rational zu, aber wie real warten wir auf Jesus, den Kommenden? Sammelt sich immer wieder Vorfreude in unseren Herzen? Sind „die Koffer gepackt“? Ist alles geregelt? Fertig zur Abreise?

Vieles deutet darauf hin, dass wir nicht nur in der Endzeit leben, sondern sogar „in den letzten Tagen“. Die Bibel wird abgelehnt oder „postevangelikal“ oder wie auch immer umgedeutet. Der antichristliche Trend wird konkreter, und Sodom und Gomorra haben wir längst

übertraffen. Wie wird die nächste Generation, unsere Kinder und Enkelkinder, damit klarkommen? Wir brauchen wache Christen. Leute, die merken, was politisch und ideologisch gespielt wird. Christen, Leiter, die aufklären, warnen, vorbereiten, die uns gegen theologische Verirrungen immunisieren und den Glauben stärken!

Der Kommende wird kommen!

Unaufhaltsam kommen wir diesem Ziel näher. Jesus, unser Herr, ist das vorrangige Ziel. Wir werden ihn sehen, wie er ist (1Joh 3,2)! Erfüllt das unser Herz? Niemand – keine Macht der Welt, keine demokratische Mehrheit, keine selbst ernannten Diktatoren –, wird den „Kommenden“ aufhalten. Das löst bei mir Genugtuung aus und auch triumphale Gefühle.

Denn endlich kommt die Zeit, in der Jesus Christus die Herrschaft übernimmt. Wie viel Ungerechtigkeit, Korruption, Ratlosigkeit, Unverständnis, Lüge und Willkür beherrschen unsere Welt.

Der „Kommende“ ist gekommen, um wiederzukommen und um dann ewig zu bleiben und zu herrschen. Das wird Frieden und Herrlichkeit sein!



Dieter Ziegeler (Jg.1943) lebt mit seiner Frau in Basdahl.

Manchmal hilft es beim Beurteilen einer Sache, wenn man nach den Alternativen fragt: Was wäre gewesen, wenn ...? Dieser Artikel geht der Frage nach, was gewesen wäre, wenn Jesus nicht von den Toten auferstanden wäre.

Lesezeit: 6 Minuten

HEIKO SCHWARZ

AUFERSTANDEN!

Was wäre gewesen, wenn Jesus im Grab geblieben wäre?

Die ernüchternde Nachricht zuerst: Nur 18 % der Deutschen glauben, dass Jesus Christus leibhaftig auferstanden ist. Das ist keine große Überraschung, jedenfalls für die Menschen, die mit beiden Beinen auf dem brüchigen Boden unserer Gesellschaft stehen.

Viel gravierender ist es, dass die Zahlen auch bei solchen, die sich selbst als Christen bezeichnen, nicht viel höher liegen: Nur 23 % der Protestanten und 29 % der Katholiken glauben an das leere Grab. In den Freikirchen liegt die Quote bei traurigen 48 %¹.

Es scheint, als wollte die Mehrheit der Kirchenmitglieder sagen: „Es kommt doch gar nicht darauf an, ob Jesus wirklich von den Toten zurückgekehrt ist. Es reicht, wenn seine Lehre der Nächstenliebe in uns weiterlebt.“

Wirklich? Sollte das die gesamte Botschaft des christlichen Glaubens sein?

Was wäre, wenn?

Machen wir ein Gedankenexperiment.² Wie wäre es den Nachfolgern von Jesus Christus ergangen, wenn die Auferstehung nur Fiktion wäre?

Jerusalem, frühmorgens am Ostersonntag. Einige Frauen sind unterwegs zum Felsengrab. Dort stehen die bewaffneten Grabwächter und lassen sie nicht durch. Der schwere Rollstein verschließt die Öffnung. Mutlos ziehen sie wieder von dannen.

Die Jünger verbringen mehrere Tage verbarrikadiert in Jerusalem. Die Stimmung ist gedrückt. Am Anfang diskutieren sie noch, später starren sie stumm vor sich hin. Dann hält es Petrus nicht mehr aus. Er sagt, was alle denken: „Es hat keinen Sinn mehr!“, und geht zurück nach Galiläa. Für den Rest seines Lebens kommt er nicht darüber hinweg, dass er seinen Meister verleugnet hat. Kleinlaut und gebrochen verdient er wieder als Fischer seinen Lebensunterhalt.

Die meisten anderen Jünger lassen Jerusalem ebenfalls hinter sich. Keinen Augenblick zu früh, denn die religiösen Führer gehen nun gegen die Anhänger des Nazareners vor und werfen sie ins Gefängnis. Sie stützen sich dabei auf den Ex-Jünger Thomas, der nicht bei den anderen geblieben ist. Enttäuscht von seinem Rabbi hat der zynische Zweifler die Seiten gewechselt. Ein Überlebenskünstler, der nichts mehr hat, für das es sich zu leben lohnt.

Matthäus, der Zöllner, ist emotional am Ende. Zurückkehren in den alten Beruf kann und will er nicht. Er hat keine Perspektive mehr. In tiefer Depression bringt er sich um.

Johannes kehrt der Botschaft von Liebe und Versöhnung gänzlich den Rücken. Er schließt sich einer militanten Gruppe an, die gegen die Römer rebelliert. Wenige Monate später wird er gefasst und zum Tode verurteilt.

Ich bin überzeugt: So oder so ähnlich wäre die Jesus-Bewegung gescheitert, wenn Christus im Grab geblieben wäre. Die Jünger wären enttäuscht, verbittert und perspektivlos auseinandergedriftet. Für eine Lüge oder eine Illusion hätten sie sich nicht Ausgrenzung, Verfolgung und Tod ausgesetzt. Was hätten sie davon gehabt?

Ohne Auferstehung wären Christen die jämmerlichsten aller Menschen: leichtgläubige Traumtänzer, moralisierende Säulenheilige und weltfremde Besserwisser. Ohne Auferstehung endet unser Ewigkeitsversprechen am Grab.

„Nun aber ist ...“

Ich möchte das Gedankenexperiment genauso beenden wie Paulus: mit einem verbalen Befreiungsschlag: „Nun ist Christus aber von



den Toten auferweckt worden, und zwar als der Erste der Entschlafenen“ (1Kor 15,20; NeÜ).

Woher kommt diese Gewissheit? Mein Glaube an einen lebendigen Heiland ist nicht auf Hörensagen oder Wahrscheinlichkeiten gegründet. Neben der Tatsache, dass die Auferstehung Jesu eine der bestbezeugten Ereignisse der Geschichte ist, glaube ich an die Auferstehung, weil ich die Realität von Jesus Christus in meinem täglichen Leben erfahre.

Schaue ich auf vier Jahrzehnte meines Wegs mit Jesus zurück, dann sehe ich zahllose Beweise seines Eingreifens in meinem Leben. Große und kleine Zeichen seiner Treue und Geduld. Seine Führung auch auf fremden Pfaden. Ich durfte Wunder erleben, manchmal als übernatürliche Manifestation, manchmal als Durchhaltevermögen und Hoffnung im Leid. Ich habe seine Stärke in meiner Schwäche und Zerbrechlichkeit erfahren. Immer – ausnahmslos zu jeder Zeit – war ich in seiner Liebe geborgen.

Christlicher Glaube ist keine theoretische Lebensphilosophie, sondern Gottes schöpferisches Wirken im Leben seiner geliebten Kinder. Sicher, der erste Schritt auf diesem Weg ist ein Wagnis, im wahrsten Sinn des Wortes ein Glaubensschritt. Aber mit jedem weiteren Schritt liefert Jesus selbst den Beweis seiner Existenz. Deshalb

beginnt das ewige Leben nicht erst nach unserem Tod, sondern in dem Moment, in dem Jesus das Steuer meines Lebens übernimmt.

Wenn Christus im Grab geblieben wäre, wären die Jünger enttäuscht, verbittert und perspektivlos auseinandergedriftet.

Auferstehung konkret und persönlich

Für mich wurde die Frage nach meiner Auferstehungshoffnung vor einem Jahr sehr konkret und persönlich, als meine Mutter starb. Sie hatte sich gewünscht, dass ich die Predigt bei ihrer Beerdigung halten würde. Das war gleichzeitig schwer und einfach für mich. Schwer, weil ich, gemeinsam mit meinem Vater und meinen Brüdern, Abschied nehmen musste. Doch auch sehr einfach, denn in meinem Herzen gab es nicht

die Spur eines Zweifels, wo meine Mutter jetzt ist: Sie ist zu Hause angekommen bei ihrem Herrn.

Gerade im Angesicht von Tod und Trauer zeigt sich, ob wir an einen lebendigen Herrn glauben. Die Auferstehungshoffnung ist dabei keine Jenseitsvertröstung. Natürlich dürfen wir das Leben auf dieser Erde genießen. Die ewige Hoffnung bewahrt uns aber davor, dass wir unser Lebensglück im Diesseits verorten. Egal, ob wir in dieser Welt Anerkennung, Erfolg, Gesundheit und Wohlstand erleben oder durch Schmerz, Leid, Schwierigkeiten und Verfolgung gehen; der Auferstandene macht uns klar: Sowohl die positiven als auch die negativen Erfahrungen sind vergänglich und fallen im Vergleich zur Ewigkeit nicht ins Gewicht.

Was das bedeuten wird, können wir heute noch nicht fassen. Doch eines ist sicher – auf das Versprechen unseres Herrn Jesus Christus ist Verlass: „Weil ich lebe, werdet auch ihr leben“ (Joh 14,19b).



Heiko Schwarz (Jahrgang 1973), verheiratet mit Romy, wohnt in Baku/Aserbaidschan und ist dort stellvertretender Leiter der Deutschen Botschaft.

- 1 Gemäß einer INSA-Umfrage im Auftrag von IDEA vom 30.03.2021 – <https://www.idea.de/spektrum/fast-jeder-fuenfte-glaubt-an-die-leibhaftige-auferstehung>.
- 2 Ähnlich wie Paulus in 1. Korinther 15.

Es gibt bestimmte Themen heute, die man öffentlich kaum ansprechen kann, ohne dass viel Porzellan zerschlagen wird. Aber das ist nicht neu. Auch unser Herr Jesus war immer wieder mit solchen Themen konfrontiert, und wir können viel von ihm lernen, wie man damit auf gute Weise umgehen kann.

Lesezeit: 10 Minuten

SIMON WECKER

KONFRONTATION

Von Jesus lernen, mit Streitfragen richtig umzugehen

Man hat heute als Christ den Eindruck, kaum noch aus dem Porzellanladen herauszufinden, in dem sich viele öffentliche Debatten befinden. Vieles ist stark emotional aufgeladen und somit sehr zerbrechlich. Warum das so ist, muss an anderer Stelle geklärt werden. Doch es gibt für Christus-Nachfolger immer mehr heikle und sensible Themen, bei denen man auf die eine oder andere Weise Scherben hinterlassen kann. Nicht nur bei Nichtchristen, sondern auch zunehmend intern, in Gottes Familie.

Nicht neu

Die Zeit, in der Jesus auf der Erde lebte, war auch eine Zeit, in der bestimmte Themen gesellschaftlich stark emotional aufgeladen waren. Es gab unterschiedliche religiöse Lager, verschiedene innenpolitische und außenpolitische Standpunkte, und auch gesellschaftliche Fragen wie die der Geschlechterrollen waren bereits in der Antike präsent. Es gab wahrscheinlich noch weitaus mehr sensible Themen, als wir aus den Debatten, die Jesus hatte, und auch aus den späteren Schreiben der Apostel erahnen können.


Die Bibel bietet aber auch viele Hinweise, Gebote, Weisheiten und sogar praktische Vorgehensweisen zum Umgang mit Konflikten und inhaltlichen Streitthemen. Doch am meisten durfte ich dabei von unserem Herrn selbst lernen. In seiner Art, mit Konfrontationen umzugehen, kann man den Wert des Wortes Gottes in Aktion erleben. Egal, welches Gebot von Mose, welche Weisheit aus den Sprüchen oder welche Weisung aus neutestamentlichen Briefen, er hat sie perfekt umgesetzt.

Von Jesus lernen

Ich möchte hier stellvertretend nur einen hilfreichen Aspekt aufgreifen, den wir bei unserem Herrn finden und den wir selbst in Situationen der Konfrontation mit schwierigen Themen beherzigen können – nämlich die Notwendigkeit, die Grundsätze zu klären.

In Matthäus 19,3-12 konfrontieren die Pharisäer Jesus mit einem heiklen Thema: der Ehescheidung. Aus jüdischen Quellen wissen wir, dass es sehr verschiedene rabbinische Lehrmeinungen gab, unter welchen Umständen eine Frau von ihrem Mann aus der Ehe entlassen werden konnte. Die Frage zielte darauf ab, Jesus in eine Diskussion

zu verwickeln, in der er sich durch eine Positionierung zwangsläufig Gegner und Anfeindungen schaffen würde. Den Fragenden ging es also nicht um eine ehrliche Suche nach einer Lösung in einer verzwickten seelsorgerlichen Lage, es ging um Rechthaberei und vor allem um den Versuch, Jesus angreifbar zu machen.



Es lohnt sich nicht, über die Statik eines Dachstuhls zu streiten, wenn nicht klar ist, dass loser Sand kein geeignetes Fundament für ein Haus ist.

Jesu Reaktion jedoch ist hochinteressant. Er gibt ihnen keine der Antworten, die sie erwarteten oder hören *wollten*, sondern die Antwort, die sie hören *mussten*. Jesus



lässt sich gar nicht auf die erhoffte Diskussion ein, sondern stellt den Ausgangspunkt der Debatte infrage. Er stellt sich auf keine der möglichen Seiten, er stellt sich zu Gott. An der Fragestellung wird sichtbar, dass das ursprüngliche Anliegen, das Gott mit der Ehe hatte, gar nicht mehr im Blick war. Jesus geht also zum eigentlichen, wesentlichen Kern hinter der Frage zurück. Es ist eine enorm hilfreiche Umgangsweise, dass sich Jesus nicht vorschnell in solche Streitfragen hineinziehen lässt (s. a. 2Tim 2,23, Spr 26,4;). Er widersetzt sich dem Agenda-Setting, wie man es heute nennt. Natürlich ist hier Augenmaß geboten, dass man wichtige Fragen nicht durch ständige Grundsatzdebatten verhindert oder sich den praktischen Fragen des Lebens nicht stellt, um Konfrontation zu vermeiden (Spr 26,5). Aber es geht um einen gebotenen, klugen und besonnen Umgang mit Konfrontationen (Mt 10,16), indem man zunächst einmal

klärt, was das eigentliche Problem hinter einer Frage ist. Erst wenn die Voraussetzungen klar sind, kann eine Diskussion gelingen. Es lohnt sich nicht, über die Statik eines Dachstuhls zu streiten, wenn nicht klar ist, dass loser Sand kein geeignetes Fundament für ein Haus ist.

Was wollte Gott ursprünglich?

Nachdem Jesus das Grundsätzliche geklärt hat, antwortet er dann schließlich auch auf die ursprüngliche Frage. Er geht ihr also nicht aus dem Weg, aber er will seine Antwort vor dem richtigen Hintergrund verstanden wissen. Jesus macht zunächst deutlich, was grundsätzlich Gottes Wertvorstellungen sind und welche Folgen es hat, wenn diese nicht mehr respektiert oder erfüllt werden (wegen Herzhärtigkeit). Wenn wir z. B. in Gottes Wort lesen, wie in Israel mit einem Mörder verfahren werden sollte (Todesstrafe),

dann ist dies offensichtlich keine Freifahrtschein für weitere Tötungen.

Gott beschreibt in seinem Wort vielfach und in lebensnaher Weise, wie wir beim Auftreten von Sünde mit ihren Konsequenzen umgehen sollen, um den Schaden zu minimieren und weitere Folgesünden zu unterbinden. Auch darin liegt eine segensreiche Hilfe zum Umgang mit schwierigen Fragen. Vielleicht sollten wir uns besonders diesen Texten wieder verstärkt widmen, um Gottes Antworten darauf zu finden, wie wir denn mit Menschen umgehen sollen, die in Sünde gefallen sind und wieder umkehren, oder mit solchen, die sich aus einem Leben bekehren, das voller Ballast aus ihrem alten Leben ist. Denn auch wenn sie zum Glauben kommen, Vergebung erfahren und nun auf einer ganz neuen Grundlage über ihr Leben und ihre Werte nachdenken, so sind gewisse Dinge geschehen und nicht mehr

rückgängig zu machen. Als Gemeinde brauchen wir Antworten Gottes auf diese Fragen.

Die eigentlichen Themen identifizieren

In vielen großen Debatten unserer Zeit verpassen wir es häufig, die eigentlichen Themen hinter den konfrontativen Fragen aufzugreifen und zu klären. Worum geht es denn wirklich? Was ist das Problem hinter der Frage? Wie ist die Sache eigentlich gedacht? Wie sollte es denn ursprünglich sein? Was ist am Ende wirklich wichtig? Müssten wir uns solche Fragen nach den Problemen, Ängsten, Sorgen, Nöten und Motiven, die hinter einer Streitfrage stehen, nicht häufiger stellen?

Gleichzeitig sollten wir uns wieder neu darauf einstellen, wie wir einen angemessenen Umgang damit finden, dass wir zwar noch *in* der Welt, aber nicht *von* ihr sind. Wie sollen wir heute konkret mit bestimmten Spannungen umgehen, darüber denken? Dabei müssen wir der ungläubigen Welt nicht Gottes Willen aufzwingen, wir sollten ihn nur klar und angemessen bezeugen. Wenn wir mit Fragen konfrontiert werden, die Feindschaft erzeugen könnten, geht es weder darum, dass wir unbedingt jemanden von irgendetwas überzeugen müssten, noch dass wir beliebt und anerkannt sind. Es geht darum, Licht zu sein.

In Sanftmut zurechtweisen

Hier kann uns 2. Timotheus 2,24-26 helfen. Wenn wir in diesem Sinne die konfrontativen Fragen angehen,

die Ehen, Familien, Gemeinden und besonders auch die Gesellschaft betreffen – mit Milde, Lehrfähigkeit, Geduld und Sanftmut –, dann dürfen wir auch hoffen, dass Gott den Parteiungen möglicherweise Einsicht schenkt. Denn wenn jemand dazu die Macht hat – im Gegensatz zu mir und dir –, dann doch derjenige, der alle Herzen erforscht und alles Streben der Gedanken kennt (1Chr 28,9b.).

Wir müssen der ungläubigen Welt nicht Gottes Willen aufzwingen, wir sollten ihn nur klar und angemessen bezeugen.

Dabei kann es uns helfen, die Art, wie Jesus an solche Streitfragen herangeht (siehe unseren Text in Matthäus 19), tief zu durchdringen und selbst segensvoll einzusetzen. Gerade auch wir Nachfolger Jesu können so in Wort und Tat Licht in dieser Welt sein. Wir können weise Gottes Wahrheit in Debatten hineinleuchten lassen und gleichzeitig etwas vom Wesen Jesu ausstrahlen – durch die Art und Weise, wie wir auf Konfrontation reagieren: als Friedensstifter zwischen den

Menschen und den Menschen und Gott (1Petr 3,11).

Weise Fremdlingsschaft

Wir sollten neu von Jesus lernen, bei konfrontativen Fragen den Themen auf den Grund zu gehen und dann zunächst unsere Entscheidungsgrundlage zu entfalten, bevor wir uns auf eine Antwort einlassen. Ich habe es immer wieder erfahren, wie dies in den kleinen und großen Alltagsfragen einer Gemeinde, ebenso wie bei den großen, globalen Streitfragen zum Segen werden kann. Gleichzeitig brauchen wir ein neues Bewusstsein für schriftgemäße Antworten für „unser Exil“, unsere „Fremdlingsschaft“ auf dieser Erde. Die Bibel ist voll von Beispielen, wie Gottes Volk, wie seine Kinder in einer gottlosen Welt leben sollen und wie sie dennoch segensreich in diese hineinwirken und den Allmächtigen dort bezeugen können.

Dabei können wir viel von der Passage aus Matthäus 19 lernen, die wir betrachtet haben. Aber auch andere Stellen können faszinierend segensreich für Konfrontationen sein: z. B. Matthäus 21,23ff.; 22,15ff. und 22,34ff.

Wie willst du beim nächsten Mal reagieren, wenn dich jemand mit einem „Porzellanthema“ konfrontiert? Unser wunderbares Vorbild und lieber Herr segne dich dabei!



Simon Wecker ist Gemeindefereferent der EFG-Schweinfurt.



Johannes war der Jünger, der zu unserem Herrn eine ganz besondere nahe Beziehung hatte. Der folgende Artikel zeichnet nach, wie Johannes Jesus kennen- und lieben lernte.

Lesezeit: 10 Minuten

KARL-HEINZ VANHEIDEN

DER JÜNGER, DEN JESUS BESONDERS LIEBTE

Johannes, ein Porträt

Aufgewachsen in einer Fischerei-Familie in Kafarnaum am See Gennesaret lernte Johannes das Fischereihandwerk von der Pike auf kennen. Er war jetzt Mitte 20, und der zweite Sohn in der Familie des Zebedäus. Seine Mutter hieß Salome, sein älterer Bruder Jakobus. Johannes wäre wohl sein Leben lang Fischer geblieben, wenn er nicht zwei besonderen Männern in seiner Verwandtschaft begegnet wäre.

Der erste war der Sohn von Elisabet, seiner Großtante, die ihn noch im hohen Alter geboren hatte, und der auch Johannes genannt wurde. Dieser Johannes – man nannte ihn später den Täufer – war seit einigen Monaten in ganz Israel durch seine Predigten und Taufen bekannt. Er predigte, dass die Menschen ihre Einstellung zu Gott ändern sollten, und kündigte dabei auch das baldige Kommen des Messias an. Das berührte Johannes, den Sohn des Zebedäus, so sehr, dass er sich dem Täufer als Jünger anschloss. Sein Vater hatte das offenbar erlaubt und konnte es sich auch leisten.¹

Die zweite besondere Person in seiner Verwandtschaft war Jesus, sein Cousin. Denn die Schwester seiner Mutter war die Mutter von Jesus.² Eines Tages war Jesus bei dem Täufer erschienen und hatte sich von ihm taufen lassen. Als er am nächsten Tag wiederkam, sagte der Täufer von ihm: „Seht, das Lamm Gottes!“ Johannes war einer der Jünger, die den Täufer an diesem Tag begleitet hatten. Diese Aussage hatte die zwei Jünger so sehr bewegt, dass sie den Rest dieses Tages bei Jesus blieben.³

Einen Monat später wurde Johannes der Täufer plötzlich verhaftet. Das war offensichtlich der Grund, warum wir im Frühsommer des gleichen Jahres Johannes wieder zu Hause am See Gennesaret finden. Dort am See wurden die Brüder Jakobus und Johannes zusammen mit dem Brüderpaar Petrus und Andreas, die auch beim Fischen waren, von Jesus in seine Nachfolge gerufen.

Kurze Zeit später berief Jesus aus der großen Menge seiner Jünger zwölf, die er ständig bei sich haben und später aussenden wollte. Die

drei Erstgenannten waren Petrus, Jakobus und Johannes. Das waren die drei, die dem Herrn offensichtlich am nächsten standen, und die Einzigen, die Jesus an drei außergewöhnlichen Ereignissen teilnehmen ließ: Das erste geschah auf dem Berg der Verklärung, wo Jesus auf einmal in eine übernatürlich leuchtende Lichtgestalt verwandelt wurde und mit den schon vor Jahrhunderten Verstorbenen Mose und Elija über sein künftiges Leiden sprach. Danach hörten die drei Jünger direkt Gottes gewaltige Stimme. Eine lichte Wolke hatte sie überschattet, und sie vernahmen:

„Das ist mein über alles geliebter Sohn. An ihm habe ich Freude. Hört auf ihn!“ Das versetzte die Jünger in solchen Schrecken, dass sie sich zu Boden warfen, das Gesicht auf der Erde (Mt 17,5-6; NeÜ).

Diese Erfahrung hatten die drei nie vergessen. Sie durften es aber bis nach der leibhaftigen Auferstehung ihres Herrn keinem erzählen. Das Geschehen hatte sich ihnen tief eingepägt, am meisten wohl bei Johannes, vermutlich dem Jüngsten und offenbar Sensibelsten.

Johannes muss hier schon verstanden haben, dass Jesus aus der unsichtbaren Welt Gottes zu ihnen gekommen war. Dort befanden sich offenbar auch Mose und Elija. Deshalb verstand Johannes später auch, was Jesus einmal den Juden sagte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe Abraham war, bin ich“⁴, das heißt: Ich war schon da, bevor Abraham überhaupt geboren wurde. Johannes berichtet dies als Einziger in seinem Evangelium.


Auch Folgendes berichtet nur Johannes: Wenige Stunden nach der Auferstehung des Herrn ranneten Petrus und Johannes zum leeren Grab und schauten hinein. Und nur Johannes erkannte an der Lage der Leinentücher, dass Jesus auferstanden sein musste. Er glaubte jetzt, was Maria aus Magdala ihnen vorher berichtet hatte, im Gegensatz zu Petrus.⁵

Auch als Johannes mehr als 60 Jahre später sein Evangelium aufschrieb, begann er dies wie kein anderer mit dem Anfang seines Herrn in der Ewigkeit des Himmels. Er wusste: Es gab schon ein Leben des Herrn vor seiner Menschwerdung, ja, vor allem Anfang, noch vor der Schöpfung. Johannes hatte offenbar schon sehr früh einen Blick für die Ewigkeit. Vielleicht wurde ihm auch deshalb gegen Ende seines Lebens die Offenbarung seines erhöhten Herrn im Himmel geschenkt, die er dann als sein letztes Buch aufschreiben durfte.

Das zweite Geschehen, das Petrus, Jakobus und Johannes gemeinsam erlebten, war die Auferweckung der zwölfjährigen Tochter des Jairus vom Tod. Auch die Eltern des Kindes waren dabei und konnten kaum fassen, was da geschah. Doch Jesus verbot ihnen, davon zu erzählen.⁶

Das dritte Geschehen, das die drei Jünger miteinander verband, entwickelte sich am Hang des Ölbergs auf einem Landgut, das man Getsemani nannte. Jesus hatte die anderen Jünger sich niedersetzen lassen und nahm Petrus und die beiden Zebedäus-Söhne Jakobus und Johannes zum Beten mit. Nur diese drei Jünger bekamen es mit, wie ihr Herr von schrecklicher Angst und

von Grauen gepackt wurde. Nur sie hörten, wie er sagte: „Die Qualen meiner Seele bringen mich fast um. Bleibt hier und wacht mit mir!“⁷ Nur sie hörten sein Schreien zum Vater und konnten sich dennoch nicht wachhalten.



Johannes wusste: Es gab schon ein Leben des Herrn vor seiner Menschwerdung, ja, vor allem Anfang, noch vor der Schöpfung. Johannes hatte offenbar schon sehr früh einen Blick für die Ewigkeit.

Johannes hatte immer eine besondere Nähe zu seinem Herrn. So hatte es ihn gestört, dass jemand im Namen von Jesus Dämonen austrieb, und berichtete das Jesus.⁸ Und als die beiden Brüder Jakobus und Johannes in einem samaritanischen Dorf hörten, dass die Leute dort Jesus und seine Jünger nicht aufnehmen wollten, baten sie ihn in ihrem Ärger um Feuer vom Himmel. Das wollten sie in grenzenlosem Vertrauen gleich selbst befehlen. Doch Jesus wies sie streng zurecht.⁹ Das war wahrscheinlich der Grund, warum der Herr beide Brüder schon vorher Donnersöhne genannt hatte.¹⁰

Etwas peinlich war auch die Szene, als ihre Mutter von Jesus wollte, dass er diese in der Herrlichkeit einmal rechts und links neben ihm sitzen lassen würde. Die beiden Donnersöhne waren sehr einverstanden damit. Das brachte ihnen natürlich den Ärger der anderen Jünger ein.¹¹ Noch delikater wurde die Sache dadurch, dass Salome wohl auch zu

den Frauen gehörte, die die Jüngerschaft mit Geld unterstützten.¹²

Es fällt aber auf, dass Johannes sich in seinem Evangelium nie selbst mit Namen nennt. Er bezeichnet sich als „der andere Jünger“ oder eben „der Jünger, den Jesus ›besonders‹ lieb hatte“¹³. Offenbar hatte er aus der eben beschriebenen Szene gelernt und drängte sich nie mehr vor. Trotzdem gebrauchte er für sich diese besondere Betonung der Liebe des Herrn zu ihm. Das heißt aber keinesfalls, dass Jesus die anderen nicht liebte, ganz im Gegenteil.¹⁴

Auch als Jesus beim letzten Abendessen vor der Auferstehung seinen Jüngern wie der geringste Sklave die Füße wusch, war sein Platz neben ihm. Und nur er konnte ihn dann nach dem fragen, dessen Verrat Jesus den Jüngern angekündigt hatte.¹⁵

Die nächste Szene unter dem Kreuz, an dem Jesus lebendig angegagelt war, drückt wieder die liebevolle Nähe dieses einen Jüngers zu seinem Herrn aus, dem Jesus jetzt seine Mutter anvertraute. Hier am Kreuz war übrigens keiner der anderen Jünger dabei.

Einige Tage nach der Auferstehung des Herrn waren einige Jünger wieder beim Fischen auf dem See Gennesaret. Auch Petrus und Johannes waren dabei. Aber die ganze Nacht fingen sie nichts. Und wieder erkannte der Jünger, den Jesus besonders lieb hatte, seinen Herrn zuerst, als dieser ihnen noch einmal einen wunderbaren Fischfang beschert hatte.

Nach dem gemeinsamen Frühstück, zu dem Jesus die anwesenden Jünger eingeladen hatte, ging Jesus einige Schritte mit Petrus und sprach sehr eindringlich mit ihm, um ihn auf seinen späteren Hirtdienst vorzubereiten. Johannes folgte beiden. Und als Petrus fragte, was aus Johannes werden sollte, erwiderte Jesus:

„Wenn ich will, dass er am Leben bleibt, bis ich wiederkomme, was geht dich das an? Folge du mir nach!“ (Joh 21,22; NeÜ)

In seinem Evangelium korrigiert Johannes dann das falsche Gerücht, das durch dieses Wort des Herrn über ihn entstanden war. Er wollte

seinen Lesern nicht in einem falschen Licht gegenüber den anderen Jüngern erscheinen. Und natürlich arbeitete er auch weiter mit Petrus zusammen.

Es fällt aber auf, dass Johannes sich in seinem Evangelium nie selbst mit Namen nennt. Er bezeichnet sich als „der andere Jünger“ oder eben „der Jünger, den Jesus <besonders> lieb hatte“.

Petrus immer noch zu den Säulen der Gemeinde in Jerusalem.¹⁷

Alles Weitere wissen wir nur noch aus seinen drei Briefen und der Offenbarung. Johannes kümmerte sich darin um die Christen in der Provinz Asia. Er diente ihnen als geistlicher Vater voller Liebe, warnte vor Verführung jeder Art und widerstand falschen Führern. Laut Überlieferung soll er nach seiner Verbannung auf Patmos vor allem den Gläubigen in Ephesus gedient haben, bis er im Alter von fast 100 Jahren heimging zu seinem Herrn.



Karl-Heinz Vanheiden, Bibellehrer im Reisedienst der Brüdergemeinden, Autor mehrerer Bücher und einer Übersetzung der Bibel. <https://www.derbibelvertrauen.de>

Wie es in den ersten Jahren der Gemeindegemeinschaft in Israel weiterging, beschreibt uns Lukas in seiner Apostelgeschichte. Nach der Himmelfahrt des Herrn und der Herabsendung des Heiligen Geistes heilten Petrus und Johannes einen Gelähmten, predigten anschließend im Tempel vor allem über die Auferstehung des Herrn und wurden daraufhin verhaftet. Am nächsten Morgen kamen sie vor Gericht, verteidigten furchtlos und klug ihr Handeln und versprachen den Richtern, sich nicht an das auferlegte Redeverbot zu halten. Drei Jahre später hatten sogar in Samarien viele Leute das Evangelium angenommen. Da sandten die Apostel, die noch in Jerusalem wirkten, Petrus und Johannes dorthin, um nach dem Rechten zu sehen.

Auch Jakobus, der Bruder von Johannes, gehörte zu den führenden Brüdern in Jerusalem, bis er zwölf Jahre nach der Auferstehung des Herrn von Herodes Agrippa enthauptet wurde.¹⁶ Vier weitere Jahre später gehörte Johannes mit

- 1 Mk 1,20 Er hatte Lohnarbeiter angestellt. Joh 18, 15-16 deutet die Bekanntschaft und möglicherweise Geschäftsbeziehungen mit dem Hohen Priester in Jerusalem an.
- 2 Die Verwandtschaft ergibt sich aus den Angaben in Mt 27,56; Mk 15,40 und Joh 19,25.
- 3 Joh 1,35-40.
- 4 Joh 8,58.
- 5 Joh 20,1-10; Lk 24,12.
- 6 Lk 8,55-56.
- 7 Mt 26,37-38; Mk 14,33-34.
- 8 Mk 9,38-39.
- 9 Lk 9,52-55.
- 10 Mk 3,17.
- 11 Mt 20,20-28; Mk 10,35-45.
- 12 Lk 8,2-3 in Verbindung mit Mk 16,1.
- 13 So zum Beispiel Joh 20,2.3.4.8 (NeÜ).
- 14 Zum Beispiel Joh 13,1; 15,9.
- 15 Joh 21,20.
- 16 Apg 1,13; 12,2.
- 17 Gal 2,9. Der hier erwähnte Jakobus meint den Halbbruder des Herrn.



Welche praktischen Konsequenzen ziehe ich aus der Himmelfahrt Christi? Der Artikel fordert heraus, die richtige Blickrichtung einzunehmen.

Lesezeit: 6 Minuten

JANNIK SANDHÖFER

GESPANNT IN DEN HIMMEL SCHAUEN

Unser Herr hat uns mit sich in die himmlischen Orte versetzt, aber wir kleben am Staub. Wir bevorzugen oft einen irdischen Zufriedenheitsseufzer gegenüber einem hellen Blick kräftiger Hoffnung auf die Ewigkeit. Wir ziehen Stunden lustiger Gesellschaft einem Moment tiefer Gottseligkeit vor. Wir schlendern lieber Richtung irgendwo, anstatt einen festen Schritt mit dem Ziel Himmelsheimat zu tun. Unser Problem ist, dass unsere Seele am Staub dieser Erde klebt ... Dass Gott durch seinen Heiligen Geist doch mehr in uns bewirken würde, dass wir diese Welt so wahrnehmen wie David: „Gott, mein Gott bist du; nach dir suche ich. Es dürstet nach dir meine Seele, nach dir schmachtet mein Fleisch in einem dürren und erschöpften Land ohne Wasser“ (Ps 63,2). Wenn wir diese Welt nicht als Wüste sehen, wie können wir die nächste dann als Paradies sehen? Sind wir Christen nicht eigentlich auf einem schmalen Pfad unterwegs? Wo sind unsere Liederdichter, unsere Propheten, die gehasst werden, unsere unerschütterlichen Anführer und Vorbilder, unsere zufriedenen und selbstvergessenen Familien? Wo sind die, die so stark in dem Zukünftigen verwurzelt

sind, dass sie sich in der Gegenwart deutlich abheben? Die, deren Blick unverwandt auf den Himmel gerichtet ist. Wir sind noch nicht am Ziel. Das hier ist noch Feindesland, dort vorne ist unser Heimatland. Dass unsere Ohren doch nicht so verstopft wären und wir den Zuruf klar hören würden: „Blickt auf und hebt eure Häupter empor, weil eure Erlösung naht“ (Lk 21,28). „Sinnt auf das, was droben ist, wo der Christus ist“ (Kol 3,2).

Wir müssen neu auf den schauen, der in den Himmel aufgefahren ist. Zu dem, dem unsere Lippen die Treue bekennen, dem unsere Herzen aber oft die Liebe verweigern. „Denn wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein“ (Mt 6,21). Wo ist also unser Herz? Ist uns der Herr Jesus so wertvoll, wie wir es ihm singen? „Ja, bestimmt“, sagen gewiss viele. Anders gefragt: Wann hast du den Herrn Jesus das letzte Mal spontan bewundert? Ist es nicht unser natürlicher Drang, Geniales zu loben, von Erstaunlichem weiterzuerzählen? Die Lippen sprudeln zu lassen von dem, was das Herz füllt? Wie können wir schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben (vgl. Apg 4,20)? Aber wie fremd ist uns dieser Drang doch oft, wie schwach sind wir oft im Bewundern unseres Herrn.

Würden wir doch mit unserem Herzen begreifen, dass unser Herr sich gesetzt hat zur Rechten des Vaters. Nach einem Leben voller Arbeit, nach Nächten mit minimalem Schlaf setzt sich der Werkmeister und Urheber ewiger Erlösung hin. Sein Werk ist vollbracht.

Menschen können erlöst werden. Lasst uns mit tiefer Dankbarkeit zu ihm schauen, der elenden Sündern eine Wohnung im Himmel bereitet. Der nicht Wände weiß, sondern Türrahmen rot gestrichen hat.

Manchmal würden wir gerne aufblicken, aber wie nach einem heftigen Ruck beim Autounfall fühlt sich der Nacken zu schwer und blockiert an, um den Blick zu heben. Doch ist der Schmerz beim Versuch nicht der Schmerz gespannter Muskeln und ausgerenkter Wirbel, sondern der Schmerz eines stechenden Gewissens. Wie könnten wir Versager den Blick heben und vor einen heiligen Gott treten? Oder vielleicht denken wir sogar: Viele behaupten zwar, das Heil sei sicher, aber wenn doch jemand sein Heil verlieren kann, dann werde ich der Erste sein. Wir dürfen nie vergessen, dass der Anker unserer Seelen sowohl im Himmel fest eingeschlagen als auch an unserer Seele absolut sicher vertäut ist.

Natürlich würden wir unser Heil verlieren, wenn das möglich wäre. Aber unser Heil ist kein Gegenstand, den wir imstande sind zu verlieren. Unser Heil ist eine Person: Jesus Christus. Weil er lebt, werden auch wir leben. Was er angefangen hat, wird er vollenden. Er wird uns durchtragen. Er hat alles bezahlt. Tatsächlich ist es oftmals stolze und selbstbemitleidende Vermessenheit, die uns dazu bringt, eine Sünde als zu schlimm zu deklarieren, als dass Christi Blut sie reinwaschen könnte. (So würden wir es nie sagen, und doch ist es genau das, was wir manchmal meinen.)

Unser Herz
braucht im Glauben
die richtige
Blickrichtung.

Richtet den Blick auf den, der ewig lebt, um sich für die Seinen zu verwenden. Der vor dem Vater das gültig macht, was er auf Golgatha erworben hat. „Wenn der Kläger mich verklagt, Christus hat mich schon vertreten.“ Wie viel Grund findet der Feind, uns vor Gott anzuklagen! Wundern wir uns selbst nicht manchmal, dass wir Kinder Gottes heißen sollen? Der Vater der Lüge spricht doch nur Wahrheit, wenn er uns vor Gott anklagt. Ohne unseren Fürsprecher bei Gott würde jede einzelne dieser Anklagen reichen, uns ewig zu verdammen. Nehmen wir noch wahr, wie mächtig unser Anwalt ist, der bei Gott steht? Und lasst uns neu begreifen, dass dieser Herr wiederkommen wird. Sein Abschied war ein „bis bald“. Was für Dramen spielten sich nach dem Krieg ab, als totgeglaubte Ehemänner zurückkehrten. Wir aber wissen, dass er lebt. Lasst uns also in beharrlicher Treue warten. Unser Herr verzieht nicht, er zögert seine Verheißung nicht unnötig hinaus, sondern wartet in seiner göttlichen

Geduld und Gnade. Sollten wir dann in unserer menschlichen Ungeduld das Warten drangeben? Paulus würde sagen: Das sei ferne! Und wenn die Welt uns verspottet, weil sie in unserer Hoffnung eine Arche auf trockenem Land sieht, so warten wir doch – nicht auf das Gericht, sondern auf unseren Retter.

Nach so vielen Appellen, nach oben zu schauen, kann man zu Recht fragen: Wurden die Jünger in Apostelgeschichte 1 nicht genau für diesen unverwandten Blick nach oben von den Engeln getadelt? Nicht wirklich, denn es war ihr Schauen, nicht ihr Glauben, das nach oben gerichtet war. Unser Herz braucht im Glauben die richtige Blickrichtung. Wie könnten wir unseren gütigen Herrn anschauen und gleichzeitig missgünstig auf unseren Bruder blicken? Wie könnten wir unseren Blick auf den heften, vor dessen Angesicht Freude immerdar ist, und gleichzeitig den sündigen Spaß dieser Welt wählen? Und wie könnten wir den himmlischen Bräutigam sehen und uns nicht gleich unserem Meister mit Sehnsucht nach dem gemeinsamen Mahl sehnen?



Jannik Sandhöfer,
verheiratet mit Talitha,
zweifacher Vater,
Referendar in Siegen



Die Anbetung Jesu als Herr und Gott steht im Mittelpunkt der christlichen Lehre und veranlasst(e) Christen sogar, Verfolgung und Tod zu ertragen. Was bedeutet es, dass der Herr Jesus wahrer Gott und wahrer Mensch ist? Wie wurde in der Kirchengeschichte um Erklärungsversuche gerungen? Hierzu gibt der nachfolgende Artikel einen Überblick.

Lesezeit: 16 Minuten

MICHAEL KOTSCH

JESUS CHRISTUS – GOTT UND MENSCH

Zwei notwendige Seiten einer Persönlichkeit

Jesus als „Herr“

Seit vielen Jahrhunderten bekennen sich Christen weltweit mit Überzeugung und Begeisterung zu Jesus Christus. Über alle Konfessionsgrenzen hinweg sind sie sich einig: Jesus ist einzigartig. Jesus ist liebevoll, mächtig und ewig. Ohne die Person Jesu gäbe es keinen christlichen Glauben. Er ist das Zentrum des Neuen Testaments. Er ist Gott. Nur Jesus wurde von den ersten Christen als „kyrios“, als Herr bzw. Gott, angebetet. Dem Kaiser und den römischen Göttern verweigerte man diese Anerkennung. Dafür waren die Gläubigen sogar bereit, Verfolgung und Tod in Kauf zu nehmen.

Gott höherer und niedrigerer Ordnung?

In der Auseinandersetzung mit anderen Religionen und im Versuch, den christlichen Glauben systematisch eindeutig zu formulieren, stieß man dann allerdings auf erhebliche Schwierigkeiten.

Die Eckpunkte des Wesens Jesu waren durch die Aussagen des Neuen Testaments relativ schnell geklärt. Einerseits wird Jesus hier deutlich als Gott beschrieben, am deutlichsten vom Apostel Johannes

(Joh 1,1-3.18; 1Joh 5,20). Andererseits werden aber auch menschliche Eigenschaften Jesu genannt (Mt 4,1-4; Joh 4,6). Die große Herausforderung bestand darin, diese beiden Aussagen sinnvoll miteinander zu verbinden, obwohl sie sich erst einmal auszuschließen schienen.

Dazu kam die Schwierigkeit, Jesus neben Gott, dem Schöpfer, gleichwertig als „Gott“ wahrzunehmen. Ausgehend von den deutlichen Aussagen der Bibel waren Christen überzeugt, dass es nur einen einzigen Gott geben könne (1Kor 8,6; Eph 4,6). Demnach müsste Jesu, selbst wenn man ihn „Gott“ nennt, irgendwie Gott, dem Schöpfer, untergeordnet werden. Manche schlugen deshalb vor, Jesus nur als außerordentliches Geschöpf Gottes oder als von ihm autorisierten Boten zu interpretieren. Andere meinten, der eine Gott trete mit unterschiedlichen Masken auf. Vater, Sohn und Heiliger Geist seien also ein und dieselbe Person in unterschiedlicher Verkleidung. Gerade aber die Bibelstellen, die auf die Unterschiede zwischen Vater und Sohn eingehen oder die von einem Gespräch zwischen Jesus und Gott berichten, lassen eine solche Sichtweise eher unwahrscheinlich erscheinen (Joh 5,19; 17,1ff.).

Eine dritte Gruppe behauptete, es gäbe eine Rangfolge des Gottseins. Gott, der Vater, stünde an der Spitze, Gott, der Sohn, sei ihm untergeordnet und deshalb ein bisschen weniger Gott. Der Heilige Geist stünde noch etwas tiefer als die anderen beiden. Solche Unterscheidungen scheint es schon in der ersten Gemeinde gegeben zu haben, weshalb Paulus deutlich betont, dass Jesus in allem Gott gleichgestellt ist (Joh 14,9; Kol 2,9), dass sogar die Welt durch ihn geschaffen wurde (Kol 1,15-17; Hebr 1,2). Nach langer Diskussion kam man deshalb zu der logisch unbefriedigenden, aber den Aussagen der Bibel entsprechenden Feststellung, dass es nur einen wahren Gott gibt. Gleichzeitig aber existiert Gott in drei verschiedenen und gleichzeitig untrennbar miteinander verbundenen Personen: als Vater, als Sohn und als Heiliger Geist.

1. Diskussion: Arius und Athanasius

In einer ersten Runde der kirchengeschichtlichen Diskussionen ging es während des 4. Jahrhunderts darum, ob Jesus eher als Mensch oder eher als Gott angesehen werden müsse. Die bekanntesten Kontrahenten waren der ägyptische

Mönch Arius und Athanasius, der Bischof von Alexandrien. In wechselnden Koalitionen kämpfte Arius dafür, Jesus Gott, dem Vater, unterzuordnen. Athanasius setzte sich lebenslang für das Bekenntnis von Nicäa ein, nach dem Jesus und Gott Vater den gleichen Rang haben.

Andere meinten, Jesus sei erst im Laufe der Zeit zu Gott geworden bzw. zum Gott ernannt worden (*Adoptianismus*). Entweder habe sich Jesus durch sein vorbildliches Verhalten dazu qualifiziert, Gott zu werden, oder Gott, der Vater, habe den Menschen Jesus bei der Taufe zu einem Gott ernannt, damit er dann seinen Auftrag als Welt-Erlöser ausführen könne. Sowohl die unveränderlichen Eigenschaften Gottes als auch die Beschreibungen von Jesus als Schöpfer ließen einen solchen Erklärungsversuch dann allerdings schnell unwahrscheinlich werden.

Alle Versuche, die Person Jesu erklären zu wollen, dürfen allerdings nie ihre Grenzen vergessen, dass nämlich Göttliches nie vollständig mit irdischen Worten und Bildern wiedergegeben werden kann.

Einige sahen in Jesus als „Gott“ die Einzigartigkeit Gottes gefährdet. Deshalb vertraten sie die Meinung, es gäbe nur einen einzigen Gott, der im Laufe der Jahrhunderte lediglich in verschiedener Verkleidung oder mit verschiedenen Masken aufgetreten sei (*Modalismus*). Die wiederholt in der Bibel beschriebene Beziehung zwischen Gott als Vater und Jesus passt aber gar nicht zu dieser Konzeption.

Manche Theologen haben später behauptet, Jesus sei zwar Gott, viele seiner göttlichen Eigenschaften habe er während seines Aufenthalts auf der Erde aber im Himmel zurückgelassen. Diese Erklärung ist problematisch, weil sie voraussetzt, dass man das Wesen Gottes aufspalten kann und Gott trotzdem noch immer Gott ist, auch wenn er seine Allmacht oder Allwissenheit zurückgelassen hat. Gottes Wort macht deutlich, dass Gott immer derselbe ist, gestern, heute und in Ewigkeit (Hebr 13,8). Demnach hatte Jesus auch alle seine göttlichen Eigenschaften, während er auf der Erde lebte, aber er verzichtete zeitweilig darauf, diese göttlichen Eigenschaften auch auszuüben (Mt 24,36).

Entweder Gott oder Mensch

Bei den Erklärungsversuchen, wie man das Gottsein und das Menschsein Jesu zusammendenken kann, gab es in der Vergangenheit unterschiedliche Ansätze.

Rein logisch gesehen schließen sich Gottsein und Menschsein gegenseitig aus. Gott ist kein Mensch, und der Mensch ist nicht Gott. Gott ist ewig, heilig, allwissend, allgegenwärtig usw. Menschen haben alle diese Eigenschaften nicht. So, wie man nicht nur halb Gott sein kann, kann man auch nicht nur halb Mensch sein.

Für das Konzept biblischer Heilsgeschichte musste Jesus allerdings sowohl ganz Mensch als auch ganz Gott sein. Nur als Mensch konnte er sich wirklich mit anderen Menschen identifizieren und solidarisieren. Nur als Mensch konnte er in gleicher Weise versucht werden, leiden und sterben wie sie. Nur ein Mensch konnte die Strafe aller Menschen auf sich nehmen. Nur Gott aber ist absolut sündlos, was ebenfalls unverzichtbar war, um die Schuld anderer Wesen auf sich zu nehmen. Nur als Gott war Jesus so unendlich wertvoll, dass er die Schuld der ganzen Menschheit aufwog (1Petr 2,24). Die Bibel benutzt auch das Bild des Lösegeldes, das für den Freikauf der Menschen gezahlt





werden muss, die in der geistlichen Gefangenschaft des Teufels leben (Mk 10,45; 1Petr 1,18f.). Dieses Lösegeld muss immens hoch ausfallen, um damit alle Menschen freikaufen zu können. Unendlich wertvoll aber ist nur Gott selbst. Wäre Jesus nur Mensch oder Engel, könnte er keine Erlösung für alle Menschen bewirken. Ohne gleichzeitig Gott zu sein, könnte er auch nicht den Tod überwinden (2Tim 1,10).

Unvermischt und ungetrennt. Ringen um das Wesen Jesu

Über das zutreffende Verhältnis des Gottseins und Menschseins Jesu wurde über Jahrhunderte hinweg engagiert gestritten, manchmal sogar mit Gewaltandrohung. Schließlich beschränkte man sich vor allem auf das, was nicht über Jesu gesagt werden darf: dass er nur Gott oder nur Mensch ist beispielsweise. Vollkommen zutreffend wehrte man sich auch gegen die Vorstellung, Jesus sei halb Mensch und halb Gott oder das Gottsein habe sich irgendwie mit seinem Menschsein vermischt.

Das *Nicäno-Konstantinopolitanaum* aus dem Jahr 381 bestätigte

die Wesensgleichheit zwischen Gott Vater und Sohn. Apollinaris von Laodicea betonte im 4. Jahrhundert besonders die Göttlichkeit Jesu. Für ihn war er Gott in menschlichem Körper. Theodor von Mopsuestia und Johannes Chrysostomus hingegen gehörten zu der sogenannten *antiochenischen Schule*. Sie hoben die Menschheit Jesu hervor. In dem irdischen Jesus waren ihrer Meinung nach sein menschliches und sein göttliches Wesen miteinander verbunden, allerdings ohne sich zu vermischen. Athanasius von Alexandrien und Apollinaris von Laodicea zählen zur *alexandrinischen Schule*. Hier formulierte man, Gott sei eine Substanz in drei unabhängigen Personen. Jesus ist demnach ebenso Gott wie der Vater.

Im 5. Jahrhundert stritt man um den *Monophysitismus*, die Auffassung, dass Jesus nur eine Natur, ein Wesen gehabt habe. Bei dieser Position trat gewöhnlich die Menschheit Jesu weitgehend zurück. Er wurde eher als Gott in einem menschlichen Körper angesehen. Diese Position wurde später verurteilt, weil Jesus in der Bibel schließlich auch als Mensch beschrieben wird.

Leo I. von Rom vertrat demgegenüber eine *Zwei-Naturen-Lehre*: Jesus als Mensch und Gott. Das

Konzil von Ephesus (449) neigte zum Monophysitismus. Auf dem Konzil in Chalcedon (451) aber einigte man sich auf die Zwei-Naturen-Lehre. Das göttliche und das menschliche Wesen sind demnach gleichermaßen in Jesus präsent, unvermischt, unveränderlich, ungetrennt und auch unteilbar.

Noch für einige Jahrzehnte wurde die Zwei-Naturen-Lehre insbesondere in Ägypten und Syrien vehement bestritten. Schließlich kam es sogar zu einer zeitweiligen Kirchenspaltung zwischen Ost und West (484–519). Kaiser Justin (518–527) verteidigte die Beschlüsse von Chalcedon (451) und setzte sie schließlich durch. Über das Wesen Jesu wurde in Chalcedon festgestellt: „Ein und derselbe ist Christus, der einziggeborene Sohn und Herr, der in zwei Naturen unvermischt, unveränderlich, ungetrennt und unteilbar erkannt wird, wobei nirgends wegen der Einheit der Unterschied der Naturen aufgehoben ist. Vielmehr bleibt die Eigentümlichkeit jeder der beiden Naturen gewahrt und vereinigt sich in einer Person.“ Jesus wurde hier gleichermaßen als vollständiger Gott und vollständiger Mensch erkannt, ohne dass eines seiner Wesen das andere irgendwie beeinträchtigte.

Auf dem Konzil von Konstantinopel (553) wurde der Monophysitismus erneut verurteilt. Einige Theologen argumentierten jetzt, Jesus habe zwar zwei gleichberechtigte Naturen. Dominierend sei aber sein göttliches Wesen. Mit diesem Teil seiner Persönlichkeit habe er alle relevanten Entscheidungen getroffen. Noch immer bemühte man sich um eine logisch besser nachvollziehbare Erklärung der Beziehung zwischen dem menschlichen und dem göttlichen Wesen Jesu.

Im Osten vertraten die Nestorianer noch lange eine Trennung der beiden Naturen in Jesus. Die Anhänger des Cyrill hingegen betonten die Einheitlichkeit des Wesens Jesu, vernachlässigten dabei aber die Unterschiedlichkeit zwischen seiner Menschheit und seiner Gottheit. Für die meisten Christen trifft die Beschreibung von Chalcedon bis heute am besten die biblischen Aussagen über Jesus als Gott und als Mensch.

Ein Gott, drei Personen! Jesus in den frühen Bekenntnissen

Im *Apostolischen Glaubensbekenntnis / Apostolikum* (2. Jahrhundert) heißt es: Ich glaube „an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel; er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters; von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.“ In diesem Bekenntnis werden die göttliche Herkunft Jesu, sein Sieg über den Tod und seine Funktion als endgültiger Weltherrscher besonders hervorgehoben. Seine genaue Rangstellung im Vergleich zu Gott Vater bleibt allerdings offen.

Im *Nicänisch-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis* von 325 (*Nicänum*) wird Jesus folgendermaßen beschrieben: Ich glaube

„an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater, durch ihn ist alles geschaffen. Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel gekommen, hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und ist er Mensch geworden [...].“ Dann endet das Bekenntnis ähnlich wie das apostolische Glaubensbekenntnis. Zwischenzeitlich hatten Christen heftig um die genaue Formulierung der Gottheit Jesu und um sein korrektes Verhältnis zum Vater debattiert. Am Ende kam man mit diesem Bekenntnis zu dem Schluss, dass Jesus göttlich ist, wie Gott, der Vater, dass er schon immer existiert hat und dass es keinen Rangunterschied zwischen Vater und Sohn gibt.

Das *Athanasische Glaubensbekenntnis* wurde auf dem Konzil von Autun (670) verabschiedet. Darin wird die Gottheit Jesu im Verhältnis zur Gottheit des Vaters noch einmal klargestellt: Wir verehren „den einen Gott in der Dreiheit und die Dreiheit in der Einheit, ohne die drei Personen zu vermischen und ohne das eine göttliche Wesen zu trennen. Eine andere ist nämlich die Person des Vaters, eine andere die des Sohnes, eine andere die des Heiligen Geistes. Aber der Vater und Sohn und Heiliger Geist ist nur ein Gott [...] Wie der Vater, so der Sohn, so der Heilige Geist: ungeschaffen ist der Vater, ungeschaffen der Sohn, ungeschaffen der Heilige Geist. Unermesslich ist der Vater, unermesslich der Sohn, unermesslich der Heilige Geist. Ewig ist der Vater, ewig der Sohn, ewig der Heilige Geist. Und dennoch sind es nicht drei Ewige, sondern ein Ewiger.“

Am Ende ist natürlich nicht entscheidend, was Konzilbeschlüsse zur Person Jesu feststellen, sondern was dazu in der Bibel gesagt wird. Allerdings fassen die Formulierungen dieser Bekenntnisse die verschiedenen Aussagen des Neuen Testaments ziemlich gut zusammen.

Alle Versuche, die Person Jesu erklären zu wollen, dürfen allerdings nie ihre Grenzen vergessen, dass nämlich Göttliches nie vollständig mit irdischen Worten und Bildern wiedergegeben werden kann.

Christen brauchen Jesus als Mensch und als Gott

Christen sind dankbar, dass Jesus ganz Mensch war. Deshalb ist er dem heute lebenden Menschen nahe und kann wirklich verstehen, wie es ihm geht. Wie andere Menschen auch hat Jesus Versuchung, Einsamkeit, Schmerzen und Leid erfahren.

Christen glauben, dass Jesus gleichzeitig auch Gott ist. Als Gott stehen ihm unendliche Möglichkeiten zur Verfügung. Er kann die Probleme der Menschen nicht nur nachempfinden, er kann sie mit seiner göttlichen Weisheit umfassend verstehen und mit seiner göttlichen Kraft ungeahnte Lösungen bewirken.



Michael Kotsch, verheiratet mit Viviane, drei Kinder, ist u. a. Autor und Lehrer für Kirchengeschichte, Konfessions- und Sektenkunde, Religionswissenschaft

und Apologetik an der Bibelschule Brake sowie Vorstandsvorsitzender des Bibelbundes.